KONRAD DER ZWEITE
genannt der Salier,
Kaiser, und König der Deutschen.

C.W. Bock del et sc. 1795.

Versuch
einer
auf Thatsachen
gegründeten und freimüthigen
Charakteristik
der
Kaiser und Könige Deutschlands
von
Dr. Johann Georg Leuchs.

Zweiter Theil.
Von Konrad dem Salier bis zu Konrad
dem Vierten.

Mit dem Bildniß Konrads des zweiten, genannt der Salier,
Kaisers und Königs der Deutschen.

Augsburg,
bei
Conrad Heinrich Stage.
1796.

S. 92. Z. 1. v. u. Daleminzier st. Daleminpier

S. 94. Z. 4. v. o. Streiche aus: sich

S. 95. Z. 4. v. o. Setze nach gründet: vergessen hatten

S. 105. Z. 9. v. u. genoß st. stand

S. 107. Z. 7. v. u. Strohhüte st. Strohhütte

S. 112. Z. 4. v. o. Setze nach Hunnen: herbeigeruffen

S. 113. Z. 10. v. o. demselben st. denselben

S. 114. Z. 14. v. o. Setze nach ließ: sich

— — — 9. v. u. Setze nach und: ihm

S. 141. Z. 8. v. u. in der Note: Ludewig st. Ludwig

S. 143. Z. 5. v. o. Gelübde st. Gelübte

— — — 2. v. u. Setze gewisser st. der

S. 148. Z. 4. v. u. Setze nach gehalten würde: zu erscheinen

S. 150. Z. 13. v. u. Wir st. Wie

Sehr häufig hat sich auch gegen die orthographischen Grundsätze des Verfassers, in die Worte Name, Beiname und nämlich ein h eingeschlichen.

Druckfehler und Verbesserungen
vom Ersten Theile.

In der Vorrede Zeile 4. von unten: fast statt fest

S. 18. Z. 9. v. u. seinem st. seinen

S. 26. Z. 1. v. u. Lebens st. Todes

S. 29. Z. 7. von oben. Streiche aus den und setze dafür: zwischen dem Jahr 800. und 808.

S. 36. Z. 7. v. o. fortfuhr st. fortgefahren war.

S. 31. Z. 3. v. u. in der Note, unserm st. unsern

S. 39. Z. 13. v. u. Fontenai st. Fontnai

— — — 11. v. u. Setze nach Lothar: nicht hätte

S. 40. Z. 11. v. u. seinem st. seinen

S. 43. Z. 13. v. o. Streiche aus: ihn

S. 46. Z. 16. v. o. Setze nach zu: Frankfurt am Main

S. 51. Z. 4. v. u. ihrem st. ihren

S. 53. Z. 14. v. o. Minister st. Exminister

S. 54. Z. 2. v. u. Setze nach Wahl: als

S. 55. Z. 1. v. o. Setze nach oder: an

— — — 2. v. u. Streiche aus: dazu

S. 60. Z. 2. v. o. slavischem st. slavischen

S. 62. Z. 11. v. o. Poppon st. Pappon

S. 71. Z. 4. v. u. In der Note: Wittichinds st. Wittichings

S. 83. Z. 4. v. u. angemessenern st. angemessenen

S. 86. Z. 8. v. u. Setze nach ich: ihn zu

— — — 1. v. u. Kämpe st. Kämpfe

S. 91. Z. 6. v. o. an den st. am

S. 92.

NB. Diese Fehler und Verbesserungen werden zum ersten Theil gebunden.

Profil aufnehmen — übrigens aber mußte er dabei seine eigene Einbildung herrschen lassen. Das fürstliche Costume Konrads stimmt auf das allergenaueste mit seinem Zeitalter überein, und ist aus jener Abcontrafactur entlehnt, deren ich bereits in einer Note zur Vorrede meines ersten Theils gedacht habe.

Nürnberg,
den 10. März 1796.

Der Verfasser

Konrad II.

1024. — 1039.

Des heiligen Heinrichs Regierung war, wie wir gesehen haben, von der Beschaffenheit, daß nothwendig ein Mann auf ihn folgen mußte, der Muth und Verstand besaß, um das wieder gut zu machen, was Heinrich durch Feigheit oder Gleichgültigkeit und Einfalt verdorben hatte.

Konrad der zweite, war der Mann, der mit diesen Eigenschaften noch zwei andere verband, — wahre Vaterlandsliebe und ein gutes Herz. Man nannte ihn insgemein den Salier. Uns ist es genug zu wissen, daß er und seine Vorältern, Herzoge in Franken waren. Ob übrigens seine Besitzungen gerade nur um die Gegend des Saalflusses herum gelegen haben, oder ob man ihn deswegen den Salier zugenannt habe, weil er aus dem vornehmsten fränkischen Geschlecht — der Salier — entsprossen; dieß zu untersuchen liegt außer unsern Gränzen, und kann uns gleichgültig seyn.

Es fehlte gar nicht an Personen, die sich unter der Hand, hier und da, noch bei Lebzeiten Heinrichs der Krone nach ihm, zu versichern suchten. Viele mächtige Reichsstände, Ritter und Pfaffen erklärten sich für Konrads Nebenbuhler; wenige für Konrad selbst. Warum? weil zu allen Zeiten, und in allen Ländern, der Privatnutzen dem gemeinen Wohl nachgesetzt ward. Konrad ist der Mann nicht, der mit seinem Willen Deutschland in der elenden Lage lassen würde, in welche es unter Heinrich allmählig wieder gekommen war; das konnten Alle voraussehen. Und wenn er auch gleich dafür allenthalben bekannt war, daß er sich selbst nicht auf Kosten Anderer zu vergrößern suche, oder unnöthigen, und unzeitigen Hader anfienge, so konnte sich doch leicht jeder die Rechnung zum Voraus machen, daß unter seiner Regierung wenigstens keine Begünstigung der Räubereyen und Befehdungen zu hoffen seye, folglich keine weitere Vergrößerungen auf Kosten der Geringern, der Billigkeit und des Rechts mehr Statt finden würde. Aus der Ursache war also Konrad der Mann nicht, der sich den bereits wieder ausgearteten Deutschen durchgehends empfohlen haben konnte. Zum Glück that hier Heinrich Etwas, welches unstreitig das Klügste war, das er in seinem ganzen Leben gethan hatte. — Er ernannte nämlich Konrad den Salier zu seinem Nachfolger, indem er ihn zugleich den Reichsständen auf das angelegentlichste als den Würdigsten empfahl; dieser Umstand half viel dazu, daß Konrad auf den deutschen Thron gelangte. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß vornämlich Bi-

schof Bruno zu Augsburg seinen Bruder zu jenem Entschluß gebracht habe. Aehnlichkeit der Grundsätze und Schicksale, indem er wie Konrad, durch Heinrichs Schwärmerey verfolgt, und sogar unglücklich gemacht worden war, hatten ihn zu Konrads Busenfreund gemacht.

Konrad war ein Ururenkel Otto des Ersten, dessen Tochter Luitgard, wie wir oben gesehen haben, an den Herzog von Franken, und Pfalzgrafen von Lothringen — auch Konrad (Konrad des zweiten Urgroßvater) vermählt war. Er war folglich ein Vetter Heinrichs des Zweiten, dem er unter allen Competenten zunächst verwandt war, so, daß also auch schon nach den Regeln der Billigkeit, ihm der deutsche Königsthron gehört hätte. Seinen Vater Heinrich, nennen die Chronisten ebenfalls einen fränkischen Herzog, und seine Mutter hießen sie Adelberta, melden uns aber nicht, wer sie von Geburt war. Konrads Geburtsjahr ist unbekannt: wahrscheinlich war er nicht mehr jung, als er der Beherrscher der Deutschen ward.

Seine Gemahlinn Gisela, eine Tochter Herzog Hermanns II. von Schwaben, war zuvor schon zweimal Wittwe gewesen. Ihr ältester Sohn zweiter Ehe, Herzog Ernst von Schwaben, machte seinem Stiefvater sehr viel Verdruß, wie wir unten sehen werden. Sie selbst war das edelste Weib ihres Zeitalters, ganz Konrads würdig — und im fünften Grade mit ihm verwandt. Daher der schwache Heinrich ehemals so sehr wider diese Ehe eiferte, und Konrad nöthigen wollte, sich von seinem Weibe zu schei-

den. Mir ist nichts wahrscheinlicher, als daß Heinrich bei Gelegenheit der Ernennung seines Nachfolgers, dennoch vorausgesetzt habe, Konrad werde und müsse sich von Giselen scheiden lassen, ehe er den Thron besteigen könne; weil so viele von Konrads Gegnern, selbst nach schon beinahe einstimmiger Wahl desselben, fest darauf bestanden waren, daß er entweder die Krone, oder Giselen fahren lassen müsse.

Konrad that in dieser unangenehmen Lage, was nur ein wahrhaft großer Mann thun kann: er entschloß sich vor der Hand zu keinem von beiden. Er suchte nur Zeit zu gewinnen, brachte durch Edelmuth und eine überzeugende freundschaftliche Rede seinen Vetter Konrad den jüngern, auf welchen die Absicht der Deutschen nächst ihm gegangen war, auf seine Seite, überwand in sehr kurzer Zeit alle andere Schwierigkeiten durch Standhaftigkeit, Großmuth und Verstand, und behielt endlich die Krone und seine Gisela zugleich. Der staatskluge, und für Deutschlands Wohl besser, als für das Interesse des römischen Bischofs gesinnte Aribo, war damals Erzbischof von Mainz. Er war ebenfalls ein erklärter Freund Konrads, dem er hierbei durch seinen mächtigen Einfluß große Dienste that.

Konrad durchreisete ohne Zeitverlust die vornehmsten deutschen Provinzen, um mit eigenen Augen zu sehen; half, wo er nur immer helfen konnte, und der Ruf von seiner Weisheit, seinem Ernst und dem Nachdruck, den

er

er mit seinen Befehlen zu verbinden wußte, verbreitete sich sehr bald durch ganz Deutschland. Er ward gefürchtet und geliebt zugleich. Allein nur die unruhigen Köpfe im Lande, gehorchten ihm aus Furcht; die gutdenkenden aus wahrer Liebe und Hochachtung.

Obwohl seine Handlungen deutlich beweisen, daß es ihm eigentlich mehr um den Beifall des gemeinen Mannes, als um die Liebe seiner mächtigen Vasallen zu thun gewesen sey, indem er in der That auf alle mögliche Art den eingerissenen Befehdungen und der Raub- und Mordlust der Großen Einhalt that, und ein furchtbarer Vertheidiger und Beschützer der Schwachen gegen die Mächtigen war, so suchten die Erstern doch alles mögliche hervor, um sich ihm gefällig zu machen. Und wenn gleich der Kaiser nicht selten unwürdige Prälaten ab- oder in das Gefängniß setzen — ja wohl gar zum Lande hinausjagen ließ, so war doch noch kein Kaiser vor ihm so standesmäßig von den Bischöfen, Aebten und andern Mönchen bewirthet worden, als eben er. Konrad war selbst so untadelhaft, daß die Clerisey ihn wie einen Patriarchen ansah.

Ganz Deutschland schien also unter ihm stolz zu seyn auf sein Oberhaupt. Aber auch bei den Ausländern stand der Kaiser in großer Achtung, und sowohl König Canut von England und Dännemark, als König Rudolph von Burgund suchten seine Kaiserkrönung durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Ein Mann wie er, sahe sehr bald ein, daß des heiligen Heinrichs Kirchenbann nie hinreichend habe seyn können, den Unordnungen des Adels Einhalt zu thun. Seine Staatsklugheit, Menschenliebe und Menschenkenntniß ließen ihn dazu ein ganz neues Mittel wählen, das in den damaligen Zeiten und auf die Art und Weise wie es angekündiget worden war, gar nicht fehlschlagen konnte. Dieses war der sogenannte Gottesfriede, (Pax Dei, Treuga Dei) den er begünstigte, um doch einige Tage in der Woche, zuverläßig Frieden und Ruhe erhalten zu können. Konrad tritt hier als Original auf, die auswärtigen Potentaten, und selbst der Pabst — seine Zeitgenossen — waren bloße Copien von ihm; sie suchten seine Regierungskunst nachzuahmen, und den Gottesfrieden auch in ihren Ländern einzuführen.

Er war nichts weniger als eroberungssüchtig, streckte seine Hand nie nach ungerechtem Gut aus, ließ jedem das Seinige. Deswegen verglichen ihn seine Zeitgenossen, die Kaiser Karl den Ersten für größer hielten, als er in der That war, und die also Wunder glaubten, was sie ihrem Konrad für eine Ehre dadurch erzeigten, ganz unrichtig mit diesem. Konrad strebte auch nie nach einer unumschränkten Gewalt wie Karl und Otto, die gepriesenen Großen. Seine Verordnungen, Einrichtungen, und überhaupt der Vorsprung, welchen er wieder über die Ständische Macht zu gewinnen wußte, verglichen mit seiner Uneigennützigkeit, wovon wir uns in der Folge noch

mehr

mehr überzeugen werden, sollten bloß dazu dienen, Deutschland glücklich zu machen, und dem Despotismus der Reichsstände gegen ihre Unterthanen, Einhalt zu thun. Daß sein Sohn Heinrich diese Verordnungen und Einrichtungen hernach zu einer unumschränkten Gewalt wirklich benutzte, dafür konnte Konrad so wenig, als Heinrich der Vogler dafür konnte, daß sein Sohn Otto der Erste, das Nämliche that.

Viel wahrscheinlicher ist es mir, daß sich Konrad diesen seinen wirklich großen Ahnherrn Heinrich den Vogler zum Muster gewählt habe. Wirklich findet man eine große Uebereinstimmung der Denkungs- und Handlungsart zwischen beiden, und beide waren mehr Kinder der Natur, als der Kunst. Auch Konrad hatte bloß gesunden Mutterwitz, verstand nichts von dem, was man Wissenschaften nannte, und war dem ungeachtet allen eingebildeten Gelehrten und Methodisten seines Zeitalters weit überlegen. Allein er begriff dennoch sehr wohl, daß dieses Talent nicht Jedermanns Sache sey; deswegen ließ er seinen Sohn und Nachfolger darinnen unterweisen, wie sein Ahnherr und Muster Heinrich der Vogler, mit Otto dem Ersten gleichfalls gethan hatte.

Wenn also gleich unter ihm, so wenig als unter Heinrich dem Vogler, die deutsche Nation Epoche in Ansehung der Wissenschaften machte, so machte sie unter beiden destomehr wichtige Schritte zur Verbesserung der Sitten und Einführung der Ordnung und guten Gesetze. Beide

sahen in den Fehlenden auf die Umstände, unter denen sie fehlten, auf Erziehung, Verstand und Gelegenheit, und beide waren keine Apologeten der Todesstrafe.

Was Konrads Vorfahren einmal zum Reiche gebracht hatten — was dem Reiche bereits durch Verträge gesichert zu seyn schien — was ihm diesem nützlich zu seyn dünkte — was also Unklugheit und Feigheit verrathen hätte, wieder fahren zu lassen; das ließ er durchaus nicht an. Eben deswegen bestand er unabänderlich auf der Vereinigung Burgunds mit Deutschland, wodurch er dessen König Rudolph den Dritten, dahin brachte, daß er den mit Heinrich dem Heiligen eingegangenen Erbvertrag, aller Weigerungen und Ausflüchte ungeachtet, mit ihm erneuern mußte.

Aus keinem Falle kann man sich von dem Patriotismus, der Seelengröße, Langmuth und Tapferkeit Konrads, einen bessern Begriff machen, als eben aus diesem. — Ich muß hier nothwendig erst das wahre Verhältniß der Sache zeigen. —

Als Heinrich der Heilige gestorben war, fanden sich mehrere deutsche Fürsten, wovon jeder mit dem Könige von Burgund zunächst verwandt seyn, und ihn erben wollte. Der eifrigste war Ernst, Herzog von Schwaben, der Stiefsohn Konrads, welcher unter allen gerade am wenigsten Ansprüche auf die Erbschaft zu machen hatte; weil seine Mutter, durch die er eigentlich erben wollte,

noch lebte, und diese ihre Erbschaft eben so gut ihrem Manne Konrad, als einem ihrer Söhne überlassen konnte, und sich auch schon für Erstern öffentlich erkläret hatte. Um diese Competenten alle, brauchte er sich also gar nichts zu bekümmern. Genug, daß er unter ihnen die nächsten Ansprüche wirklich zu machen hatte — daß der König von Burgund durch ihn, jetzt schon zweimal das deutsche Reichsoberhaupt zu seinem Nachfolger ernannt hatte — und daß die Hauptabsicht jenes beståttigten Vertrags hauptsächlich dahin gieng, daß Burgund ein unzertrennlicher Theil des deutschen Reichs werden sollte. Konrad konnte also unmöglich auf halbem Wege stehen bleiben. Er mußte schlechterdings die burgundische Krone an sich selbst bringen, damit diese Absicht unter einem zu beständigem Aufruhr geneigten Prinzen, wie seine Mitbewerber sämmtlich waren, nicht vereitelt, und die schon lange gefaßte Hoffnung der Deutschen nicht getäuscht würde.

Gleichwohl beruhigte sich Ernst von Schwaben nicht, unausgesetzt fieng er Unruhen gegen den Kaiser an, der sich nie als Stiefvater gegen ihn betragen hatte. Ernst hatte auch die andern Competenten in seinen Plan gezogen, und zum Aufstand wider ihr Oberhaupt gereizt. Ob nun gleich Konrad die Verbundenen demüthigte, so strafte er sie doch nicht; vielmehr suchte er ihren Haß durch Großmuth zu überwinden, verziehe deswegen seinem Vetter Konrad dem Jüngern, seinem Stiefsohn Ernst

und dem Herzog Friedrich von Oberlothringen gänzlich, überhäufte sie noch obendrein mit Gnadensbezeigungen, und ließ ihnen ihr Land.

Friedrich ward von Stund an der innigste und thätigste Freund des Kaisers. Allein die beiden Andern wurden dadurch nicht gerührt; im Gegentheil standen sie auf das Neue wider Konrad auf. Er überwand sie abermal, ließ sie zwar jetzt auf einige Zeit gefangen setzen, doch aber bald wieder los, gab ihnen ihre Länder zum zweitenmal zurück, und Konrad dem Jüngern, Kärnthen, so wie Ernst Kempten dazu.

Man glaube ja nicht, daß er hier eine Handlung auf Kosten seiner Staatsklugheit begangen habe; denn Rheinfranken und Kärnthen waren zu sehr von einander entfernet, als daß sein Vetter durch den Zuwachs von Kärnthen wesentlichen Nutzen für seine weitaussehenden Absichten hätte ziehen können: vielmehr mußte er seine vorige Macht nothwendig schwächen, indem er mit den Kräften des einen Landes das andere zu vertheidigen hatte. Wirklich ward von dieser Zeit an, Konrad der Jüngere dem Kaiser und dem Reiche mehr nützlich als schädlich.

Kempten nutzte dem unruhigen Ernst zu seinem Vorhaben auch nichts; denn gerade dieses Ländchen war eines von denen mit, die treu und fest an ihrem Reichsoberhaupt hiengen und die auch allmählig das Herzogthum

Schwa=

Schwaben auf ihre Gesinnungen brachten. Ernst blieb immerfort der verstockte Sünder, und suchte eine Rebellion um die andere anzuspinnen. Seine Mutter Gisela hatte längst die Hand von ihm abgezogen; jetzt ermunterte sie ihren Gemahl selbst, diesen ihren ausgearteten, und schlechterdings nicht zu bessernden Sohn nach Verdienst abzustrafen. Auch die Reichsstände lagen dem Kaiser an, ihn unschädlich zu machen. Gezwungen erklärte er ihn endlich in die Reichsacht.

Ernst fand außer dem Graf Werner von Kyburg, keinen einzigen Reichsstand mehr, der mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen seinen Vater machen wollte; und seine eigene Ritter und Leute sagten ihm jetzt in das Gesicht, daß sie keinem Rebellen und unwürdigen Sohn gegen ihr würdiges Reichsoberhaupt — seinen nur zu langmüthigen Vater — länger dienen wollten (*). Er erhielt endlich seinen verdienten Lohn in einem Treffen, worinnen er blieb; Kein Mensch weinte ihm nach. —

Konrad wollte nicht, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden sollte, und gab also das dadurch erledigte Herzogthum Schwaben, niemand anders als Hermannen, der ganz das Gegentheil seines leiblichen Bruders Ernsts war.

(*) Man vergleiche hiermit die zunächst vorkommende Note, und das, was ich daselbst oben im Texte gesagt habe.

Rudolph war nun gestorben; schon glaubte Konrad ruhigen Besitz von Burgund nehmen zu können, als ein neuer Feind sich gegen ihn hervorthat. Dieser war Otto, ein französischer Graf von Champagne. Rudolph, der unter jenen Umständen seine Länder vermachen konnte, wem er wollte, war ihm nicht gewogen, hatte deswegen schon zu Heinrichs Zeiten gar keine Rücksicht auf ihn genommen. Und da er jetzt dennoch sich auf den burgundischen Thron zu setzen suchte, trieb ihn Konrad so in die Enge, daß er gerne Verzicht that, und geschehen ließ, daß dem Kaiser von den Burgundiren gehuldiget, und demselben ihre Krone aufgesetzt ward.

Gozzelo, Herzog von Niederlothringen, war einer mit von den eifrigsten Anhängern des Kaisers, der ihm große Dienste gegen Otto gethan hatte. Aus Dankbarkeit und aus Politik zugleich, gab ihm dieser nach Friedrichs von Oberlothringen Tod, auch dessen dem Reiche heimgefallenes Land, damit er nämlich dem Otto an Macht gleich seyn, und solchen dadurch im Respect, und Burgund selbst in Sicherheit und Ordnung erhalten möchte. Auch hierinnen erreichte der Kaiser seine Absicht.

Aus dem nämlichen Grundsatz, aus welchem er so fest auf der Vereinigung Burgunds mit Deutschland bestanden hatte, brachte er auch Pohlen und Böhmen wieder zum Gehorsam des Reichs. Ersteres war bekanntlich unter der vorigen elenden Regierung fast gänzlich für das Reich verlohren gegangen, denn Boleslaus nannte

sich

sich bereits Souverain, und König. Ihm folgte unter unserm Konrad durch Gewaltthätigkeit sein Sohn Miesko II. (Misiko oder Miecislaus), der auch in die Fußstapfen seines Vaters treten wollte. Allein der Kaiser setzte ihm so sehr zu, daß er zuletzt zu seinem Bundesgenossen, dem Herzog von Böhmen Othelrich, flüchten mußte, der eben so gut Rebell wie er war, eben sowohl wie er im Trüben zu fischen gesucht hatte, und dem jetzt eben sowohl wie ihm, über die Dinge die da kommen sollten, bange war.

Dieser schlechtdenkende Mann suchte sich bei Konrad dadurch wieder in Gunst zu setzen, daß er seinen Freund verrieth, und solchen auszuliefern von freyen Stücken sich erboth. Mit Abschen verwarf der Kaiser Othelrichs Antrag. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß er dem Pohlen einen Wink habe geben lassen, um ihn aufmerksam auf diesen Maulfreund zu machen; wenigstens ließ er ihm überflüßig Zeit, um über seine eigenen Maasregeln und über sein Schicksal nachdenken zu können. Konrad betrachtete auch von dieser Zeit an, Miecislaus mit andern Augen: er hielt ihn jetzt mehr für einen irregeleiteten, zu raschen jungen Mann, als für einen offenbaren Rebellen. — Wie groß war wieder diese Handlung Konrads! Durchdrungen von Dankbarkeit und Hochachtung, voll Vertrauens auf des Kaisers Großmuth, erschien jetzt der Pohle selbst, warf sich ihm zu Füßen, bath um Verzeihung, und erhielt sie.

Hätte

Hätte Konrad nicht längst schon, und mit ihm das ganze damalige Deutschland die Erfahrung gemacht, wie gefährlich oder nachtheilig dem ganzen deutschen Reiche Pohlen seye, wenn es unter der Bothmäßigkeit eines Einzigen stehe, so ist wohl kein Zweifel, daß er Miecislaus wieder, obwohl mit Einschränkung, in den Besitz von ganz Pohlen gesetzt haben würde. Allein unter diesen Umständen handelte er überaus klug, daß er dieses beträchtliche deutsche Lehen in drei Theile zerschlug, und nur einen davon Miecislaus überließ, die übrigen aber an zwei andere treue Vasallen verliehe.

Othelrich von Böhmen mußte sich hierauf auch gefallen lassen, Ruhe und Ordnung zu halten. Dieses war, wie er nun wohl einsahe, der einzige Weg, wodurch er des Kaisers Abneigung von ihm vermindern, und mit der Zeit dessen Gnade erlangen konnte.

Gegen die Obotriten und Wagrier, welche gleichfalls schon unter der vorigen Regierung große Verwüstungen an den sächsischen Gränzen angerichtet hatten, und damit neuerdings fortfahren wollten, ließ jetzt Konrad durch den Herzog Bernhard von Sachsen solche Vorkehrungen treffen, daß sie sich gerne zurückzogen, und alles weitere Plündern einstellten. Die Lutizier aber, welche dem Beispiel ihrer Nachbarn gefolgt waren, und sich zugleich vom Tribut zu befreien gesucht hatten, nöthigten den Kaiser in Person nach Sachsen zu eilen, der sie in kur-

zem bändigte, und sie dem deutschen Reiche auf das neue zinsbar machte.

Die Ungarn und Oesterreicher konnten sich wegen der Gränzen nicht vertragen. Letztere klagten beim Kaiser, daß die Erstern zu weit griffen; dadurch ward Konrad veranlaßt, einen Einfall in Ungarn zu thun. Wahrscheinlich hatten aber die Oesterreicher doch unrecht; denn als König Stephan Gesandte schickte, und um friedliche Beilegung dieser Streitigkeiten bitten ließ, both Konrad sogleich die Hand dazu. Auf diese Weise ward der Friede mit aller dem Kaiser eigenen Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, in kurzem wieder hergestellt.

Konrad war wie Heinrich der Vogler, überaus leutselig gegen die geringere Klasse seiner Unterthanen, der Druck, unter welchem sie die Herzoge und Grafen hielten, war ihm nicht gleichgültig. Er suchte ihr Schicksal auf alle Weise erträglich zu machen, und den Fürsten zu beweisen, daß nicht die Unterthanen um ihrentwillen, sondern die Fürsten der Unterthanen wegen da seyen. Er selbst sah sich bloß als den ersten Diener des Staats, die Krone aber als Amt, und nicht als Pfründe an. Er wußte wahre Verdienste von den geborgten genau zu unterscheiden, und ein rechtschaffener Mann, hoch und niedrig, wurde, wenn ihm seine Rechtschaffenheit zu Ohren kam, sicher distinguirt.

Daß er bei Streitigkeiten zwischen den Herzogen und Grafen und ihren Unterthanen, meisten Theils die Par-

theil der letztern ergriff — daß er die Städte begünstigte, und sie nebst dem geringen Adel von mancher eingebildeten und lästigen Verbindlichkeit gegen ihre Herzoge befreiete, und die Lehen des niedern Adels vom Vater auf den Sohn übergehen ließ (*), dazu hatte er Gründe, die aber=

(*) Wippo, der Kaplan und Biograph Konrads, hat uns in vita Conradi Salici die Rede aufgezeichnet, welche die zur Rebellion gegen Konrad, von Herzog Ernst aufgebothenen schwäbischen Ritter hielten. Sie heißt wörtlich: Nolumus inficiari, quin vobis fidem firmiter promitteremus contra omnes præter eum qui nos vobis dedit. Si servi essemus regis et imperatoris nostri, et ab eo juri vestro mancipati, non nobis liceret a vobis separari. Nunc vero quum liberi simus, et libertatis nostrae summum defensorem regem et imperatorem nostrum habeamus; ubi illum deserimus, libertatem amittimus. — Quod quum ita sit, quidquid honesti ac justi a nobis exquiritis, in hoc parere volumus vobis; si autem contra hoc vultis, illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter. — Darinnen wollen nun Einige die erste Spur der heutigen Reichsritterschaft, wenigstens der schwäbischen finden, die ich aber darinnen nicht finden kann. Konrad hatte keine Vasallen frei gemacht von der Pflicht gegen ihre Lehensherrschaft und Vorgesetzte, sondern nur aufmerksam auf wahre Pflicht und auf das Interesse des Ganzen. Sonst würde er in seiner berühmten Lehensverordnung, die man mit allem Recht

abermal von seiner Politik und Menschenliebe zugleich zeugten. Dadurch schwächte er die Macht der Großen einigermaßen, die selbst dem besten Reichsoberhaupt schon lange hinderlich, ja wohl gar gefährlich bei seinen Unternehmungen gewesen seyn mußte.

Es

Recht unter die Reichsgrundgesetze aufnahm, die Vasallen nicht ausdrücklich an die curiam parium als ihre erste — und an ihre Herzoge und Grafen (principes) als ihre zweite Instanz gewiesen haben. Die schwäbischen Ritter standen also damals noch nicht unmittelbar unter dem Kaiser, wie die heutige Reichsritterschaft, sondern sie waren vor Konrad sogar despotisch von ihren Herzogen behandelt worden. Konrad, der sich aller Bedrückten annahm, that dieß gleichfalls bei ihnen, und machte sie also nicht nur überhaupt vorsichtiger, sondern auch besonders dankbar gegen ihn. Durch die Stellen: si servi essemus — — quum liberi simus — — libertatem amittimus — — wollten sie, wie der Nachsatz zu verstehen giebt, bloß andeuten, daß es des Kaisers Wille nie war, daß die Vasallen Jemands Sclaven seyn sollten, — daß sie bei unerlaubten, oder dem Reiche schädlichen Foderungen, ihren Lehenherren eben nicht zu gehorchen brauchten — und daß sie endlich Thoren seyn würden, wenn sie sich durch einen Aufstand gegen ihren Wohlthäter und Beschützer selbst wieder in die vorige Sclaverey versetzten. — Die Entstehung unserer heutigen Ritterschaft fällt wohl erst in die Zeiten des großen Interregni.

Es war doch wahrhaftig einmal hohe Zeit, die Deutschen an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihre Fürsten nicht ihre Tyrannen, sondern bloß ihre Vorgesetzten seyn sollten, die selbst unmittelbar unter den kaiserlichen Befehlen in Staatssachen stünden, und ihrer Würde vom Reichsoberhaupt wieder entsetzt werden könnten, wenn sie solche mißbrauchten. Aber Konrad war viel zu klug, als daß er mit Gewalt durchgerissen haben sollte. Er verfiel auf ein noch kräftigeres Mittel, welches uns sein großes Muster abermal vor Augen stellt, das heißt: Er machte eine Menge Pfalzgrafen. —

Auch um die Kaiserkrone scheint es ihm so wenig als Heinrich dem Vogler zu thun gewesen zu seyn. Konrad, der sie ebenfalls nicht für nöthig einem deutschen Reichsoberhaupt hielt, und sie ebenfalls nicht mit dem Blute seiner Deutschen erkaufen wollte, sah gleichgültig zu, als die Italiener sich über die wichtige Frage herumstritten, wer das unschätzbare Glück haben sollte, sie nach Heinrichs Tode zu beherrschen — und als diese Frage fast einstimmig dahin entschieden ward, daß von diesem Glücke der Deutsche gänzlich, und für immer ausgeschlossen seyn müsse. Er mag wohl herzlich gelacht haben, als darauf die Italiener ihre Kronen zur Schau aushiengen, und sie von den geträumten Liebhabern kein einziger zu kaufen Lust hatte; sey es nun aus Furcht oder aus Hochachtung für Konrad, oder aus Bewußtseyn ihrer eigenen politischen Schwäche, oder daß sie sich eben auch für überzeugt

hiel=

hielten, daß dabei mehr zu verlieren, als zu gewinnen wäre. Der Stolz der Italiener war dadurch so gedemüthiget worden, und ihre Verlegenheit — da sie sich selbst unter einander die Oberherrschaft nicht gönnten, und sie ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt nicht bestehen konnten — war jetzt so hoch gestiegen, daß sie es nun für ein eben so grosses Glück hielten, wenn der mächtigste König von Europa (der Deutsche nämlich) jetzt ihre Kronen annehmen würde, als sie es zuvor für ein Unglück gehalten hatten.

Wer wundert sich hier nicht, daß das stolze Italien seine Grundsätze so sehr verläugnen, selbst Gesandte nach dem verhaßten Deutschland abschicken, und von Konrad sich eben das zur Gnade ausbitten konnte, was es allen seinen kaiserlichen Vorfahren — keinen ausgenommen, nur durch Furcht oder vieles Blutvergießen zugestanden hatte? Wer wundert sich hier nicht, daß Italien durch seine Abgeordnete dem Kaiser in Deutschland freiwillig huldigen — und ihn dringend ersuchen ließ, je eher je lieber die Krönung in Italien selbst anzunehmen??

Die Art und Weise also, wie Konrad zum Kaiserthum, und zu Italien kam, war in der That ehrenvoller und schmeichelhafter für ihn, als für alle seine Vorfahren: ich nehme selbst Karl den Großen nicht davon aus. — Konrads Benehmen bei dem ganzen Hergang der Sache, hatte sicherlich dazu nicht wenig beigetragen. Und da er so wohlfeilen Kaufs dazu gekommen, und

viele seiner Deutschen noch lange nicht vorurtheilsfrei waren, so gieng er jetzt zum erstenmal dahin, ließ sich in Mailand von dem Erzbischofe Heribert die eiserne italienische Königskrone, und zu Rom die Kaiserkrone von Pabst Johann XIX. aufsetzen, der ihm seine besondere Hochachtung dadurch zu erkennen geben wollte, daß er ihm bis Como entgegen gegangen war.

Der Kaiser zeichnete sich in Italien durch gute Verordnungen, Weisheit, Milde und Ernst, je nachdem letztere die Nothwendigkeit erfoderte, wie in Deutschland aus. Er ließ nichts zurück in Italien, was die Kaiser, seine Vorfahren, zuvor dort mit Recht besessen hatten, um keinem von ihnen nachstehen zu dürfen. In Absicht der Normänner aber, die sich in einem Theil von Apulien festgesetzt hatten, gab Konrad seinen Italienern gleich anfangs eine Probe seiner Staatsklugheit. Er hatte sehr bald weg, daß die eingebohrnen Italiener zu nichts weniger, als zur Vertheidigung ihres Landes mehr geschickt waren; deswegen ließ er die tapfern Normänner nicht nur im Besitz dieser untersten Gränze von Italien, sondern er gab ihnen auch noch einen District längs der Küste ein, damit sie Italien gegen die Einfälle der Griechen beschützen möchten. Er versprach ihnen Schutz und Sicherheit, nahm sie unter seine übrigen italienischen Unterthanen und Vasallen auf, und sie gelobten, und hielten ihm dagegen Treue, und entsprachen genau der Hoffnung, die er sich von ihnen gemacht hatte.

Konrad

Konrad hatte hier in Ansehung der Normänner gerade wieder die nämlichen Maasregeln ergriffen, welche Heinrich der Vogler mit seiner neuen Colonie um und auf Merseburg auch ergriffen hatte; beide sollten dienen, und dienten zur Vertheidigung der Reichsgränzen, und zur Ausübung des Wiedervergeltungsrechts gegen die räuberischen Nachbarn.

Den zweiten Zug des Kaisers nach Italien veranlaßte der obengedachte Erzbischof Heribert von Mailand, welcher die Fackel der Zwietracht und Empörung in Italien schwang, und das aus der Ursache mit, weil er sich einbildete, daß Konrad ihm alleine Italien und die Kaiserwürde zu verdanken gehabt, und daß dieser ihn nicht so belohnt und distinguiret habe, als er wohl verdienet zu haben glaubte. Wie wenig Grund das Erstere hatte, kann man ungefähr aus der oben angeführten Gleichgültigkeit Konrads, mit welcher er die italienischen Kronen annahm, abnehmen. Und was das Zweite betrifft, so war ja Heribert ohnehin der nächste Bischof in Italien nach dem Pabst, und dieß blieb er auch unter Konrad: was wollte er denn mehr?

Allein die wahre Ursache des Mißvergnügens Heriberts lag unstreitig bloß darinnen, daß dieser Erzbischof, welcher vorausgesetzt haben mag, der Kaiser werde bei seinen Bedrückungen des hohen Adels, und seiner Habsucht überhaupt, aus Dankbarkeit ein Auge zudrücken, sehr bald seinen Irrthum wahrnahm; indem Konrad dem Erzbischof auf die häufig wider denselben eingelaufenen

Klagen, alle Anmassungen zuerst mit guten, dann mit ernstlichen Worten verwiesen hatte.

Als der Kaiser selbst nach Italien gekommen war, lagen sich daselbst eben die Vasallen und ihre Lehenherren einander in den Haaren, wovon der hohe Adel, Heribert wieder alle Schuld in so ferne beimaß, daß er nämlich die Vasallen gegen ihre Lehenherren aufgehätzt habe. Konrad gab dem Erzbischof einen scharfen Verweiß, der aber dagegen in heftige Ausdrücke gegen den Kaiser ausbrach, so, daß ihn dieser gefänglich anhalten ließ, und dem Patriarchen von Aquileja nebst dem Herzog Konrad dem Jüngern von Rheinfranken und Kärnthen zur Verwahrung anvertrauete. Allein der Erzbischof entkam, und erklärte das Königreich der Lombarden für ledig und Otto von Champagne den Feind des Kaisers zum König. Letzterer aber ward ehe er noch nach Italien kommen konnte, und da er eben in Abwesenheit Konrads sein Heil an Lothringen versuchen wollte, von dem Herzog Gozzilo im Treffen erschlagen. Dadurch ward der Plan des Erzbischofs auf einmal vernichtet. Er legte sich zum Ziel, und Konrad stellte darauf Ruhe und Ordnung in Italien wieder her.

Ehe er Italien verließ, nahm er die Einladung des Pabst Benedict des VIII. an, den er besuchte; gieng darauf nach Casino, wo er den Fürsten von Capua wegen vieler diesem Kloster zugefügten Unbilden absetzte, und

legte die Streitigkeiten der Normänner, die sie unter sich und mit ihren Nachbarn hatten, durch sein Ansehen bei.

Ich halte mich für überzeugt, daß man Konrads Charakter zu nahe trete, wenn man ihm deswegen, daß er seinem Sohn Heinrich, Bayern und Schwaben gegeben, und zum Könige von Burgund habe krönen lassen, auch nur die entfernteste unedle Absicht zutrauet. Es wäre dieses eben soviel, als wenn man behaupten wollte, er habe sich einer unedlen Absicht deswegen verdächtig gemacht, weil er seinem leiblichen Sohn etwas gegeben hat, welches ihm von Rechtswegen gehörte, oder weil er nicht die Bande der Natur zerrissen, oder die Gefühle des väterlichen Herzens erstickt habe. Wir haben ja gesehen, wie großmüthig, wie freygebig er gegen Andere war; mehrern Fürsten ließ, oder gab er zwei beträchtliche Länder zugleich. Sollte er denn nichts für sein Haus gethan haben, welches gerade keines von den reichen war? Hätte Konrad sein Haus so unmächtig gelassen, als es vor Antritt seiner Regierung war, so würde sein Sohn Heinrich schwerlich nach ihm König der Deutschen worden seyn. Denn nicht Jeder wußte sich ohne eigene Landeskräfte, wie er, geltend zu machen.

Ich widerrufe mein ganzes unpartheyisches, und richtiges Urtheil von Konrad, so bald mir Jemand eine — auch nur eine einzige — Handlung anführen wird, woraus erweislich gemacht werden könnte, daß er je auf

Kosten anderer sich selbst, oder sein Haus — und ohne Rücksicht auf das wahre Beste des Reichs zu nehmen, zu vergrößern gesucht habe. —

Baiern war dem alten sächsischen Hause, wozu auch Konrad gehörte, durch die Einfalt des heiligen Heinrichs entrissen worden, indem es derselbe mit Ausschluß seines eigenen Bruders, seinem Schwager — einem Fremden gab. Letzterer war nun gestorben, und Konrad selbst hatte unstreitig auf Baiern die nächsten Ansprüche; denn Heinrichs des heiligen Bruder, wollte und konnte nicht succediren, weil er durch den geistlichen Stand dazu unfähig gemacht worden war. —

Mit Schwaben verhielt sichs fast eben so. Konrads edler Stiefsohn, Hermann, war gleichfalls ohne Abkömmlinge mit Tod abgegangen. Niemand war vorhanden, der nach den Regeln der Billigkeit giltigere Ansprüche auf dessen erledigtes Herzogthum hätte machen können, als der einzige Sohn Giselens dritter Ehe — eben Heinrich, Konrads Sohn — oder Markgraf Ekbert I. Giselens einziger Enkel erster Ehe; also Letzterer auf eine entferntere Weise noch, als Ersterer. Ekbert wußte sich aber auch selbst zu bescheiden: er war ohnehin Markgraf zu Sachsen und Thüringen, und Herr zu Braunschweig zugleich, und wollte folglich seinem Oheim keinen Eintrag thun.

Endlich hatte Heinrich auch in Ansehung Burgunds, Billigkeit, Verträge und Staatsklugheit auf seiner Seite. Wäre er auch nicht schon rechtmäßiger Erbe seines Vaters gewesen, so gestattete doch die Politik schlechterdings nicht, daß das unruhige Burgund, welches nur auf Gelegenheit wartete, sich wieder vom deutschen Reiche loszureißen, anders als unmittelbar unter dem künftigen deutschen Reichsoberhaupt stehen sollte.

Konrad bediente sich also hier durchgängig, nicht einmal seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit, sondern er handelte dabei wie in andern Fällen, bloß nach den Grundsätzen der Billigkeit, des Rechts, der Staatsklugheit, und seines unverkennbaren Patriotismus (*).

Einige rechnen ihm als einen Staatsfehler an, daß er Schleswig wieder an Dännemark abgetreten habe. Ich antworte: hätte er gedacht wie Karl der Erste, Arnulf und Otto der Erste, so würde er eben so wie diese, nach neuen Unterthanen gehascht, und die alten ihrem traurigen Schicksal überlassen haben: oder er würde eben so wie diese, lieber ganz Deutschland unglücklich gemacht

 haben,

(*) Eines seiner neuen Lehengesetze war bekanntlich: ut filii, et nepotes ex filiis, utque fratres fratribus in feudo paterno succedant. — Daraus sieht man augenscheinlich, von welchen herrlichen Grundsätzen Konrad überall ausgieng, und daß er sich selbst überall für keinen Exlex hielt.

haben, ehe er nur die mindeste Besitzung davon hätte fahren lassen. Doch ich will lieber meine Leser auf das damalige Verhältniß selbst hinweisen.

Die Regierung Konrads ward anfangs beunruhiget von innen und außen. Besonders aufmerksam mußte er auf die Lutizier, Obotriten und Wagrier seyn. Die Dänen konnten Schleswig immer nicht vergessen, welches ihnen unter Heinrich dem Vogler entrissen werden mußte; sie hatten bereits Manches deswegen gewagt, aber immer vergeblich, woran die Uneinigkeit und Ohnmacht ihrer Könige Schuld war. Gerade unter Konrad ward Kanut der Große ihr König, der England, Norwegen und Dänemark beisammen hatte, reich an Volk und Geld, voll Verstand und Tapferkeit — dabei aber der größte Eroberer seiner Zeit war. Wenn nun dieser Mann mit den Lutiziern, Wagriern und Obotriten gemeinschaftliche Sache gemacht hätte — noch mehr, wenn er mit diesen zu gleicher Zeit in Deutschland von der einen Seite eingefallen wäre, während welcher die Böhmen, Pohlen, Ungarn und Lothringen von einer andern — Herzog Ernst und Konrad der Jüngere aber mit ihren Verbundenen, das Herz von Deutschland angegriffen hätten: was wäre dadurch aus Deutschland selbst worden? — Ich setze kein Wort hinzu. —

Genug, daß hier Konrads Weisheit und Gerechtigkeit wählten, so glücklich wählten, daß dabei der Kaiser selbst der Nothwendigkeit den Schein der Großmuth zu geben,

geben, und Kanut zur Dankbarkeit und Bewunderung hinzuziehen wußte. Eine Heirath zwischen dem kaiserlichen Prinzen und der königlichen Prinzessinn ward gestiftet, um den Frieden zwischen beiden Monarchen noch mehr zu befestigen — und jetzt erst ward Konrad im Stande, alles im Reiche wieder in Ruhe und Ordnung zu bringen, und Deutschland zu werden, war er denselben seyn wollte, und wirklich ward. Was war endlich der nicht ganz und gar rechtmäßige — nur nothwendig gewordene Besitz Schleswigs gegen alles und jedes, was Konrad rechtmäßiger Weise, dem Reiche und dessen Einwohnern wieder verschaffte!

Die berühmte Verordnung wegen der Römerzüge (Constitutio de expeditione romana) halte ich für weder ganz erdichtet, noch für ein Werk Karls des Dicken. Sie diente eben sowohl zum Zwange der deutschen Prälaten und weltlichen Grafen — ebensowohl zur Erleichterung armen Rittern, und zur Verminderung des Abscheues der Deutschen vor allen Römerzügen, als zur Erreichung der Absichten ihrer Könige, und trägt also schon zu sehr das Gepräge von Konrads Charakter an sich, als daß man ihre Entstehung jemand anders, als ihm zuschreiben könnte. Auch veranlaßt mich dieses zu glauben, der Umstand, daß Konrad zuvor schon in Ansehung der schwäbischen Reichsvasallen und Ministerialen dergleichen besondere Verordnungen eingeführt hatte, und daß die Großen und Geringern ungeachtet ihres vorigen

rigen Abscheues vor dem Lande der Italiener, dennoch willig mit ihm dahin gegangen waren (*).

Konrad machte immer erst eine Menge Verordnungen, die zum Wohl des Staats und seiner Familie abzielten; ehe er einen gefährlichen Zug irgend wohin unternahm. Er war also stets auf seinen Tod gefaßt, und sorgte immerfort dafür, daß Deutschland nach ihm nicht wieder in seinen vorigen Verfall kommen möchte. Deswegen ließ er Heinrich unter seiner Aufsicht aufwachsen, und daher vertraute er denselben in seiner Kindheit, und wenn seine Gegenwart anderswo nöthig war, nur alleine seinem geprüften Freunde und Vetter — dem edlen Bischof Bruno von Augsburg. —

Er kam krank von seinem zweiten Zug nach Italien zurück, nachdem eine eben daselbst entstandene Pest viele seiner Freunde und Anverwandten, die ihm sehr nahe giengen, von seiner Seite gerissen, und ihn selbst auf das Krankenlager geworfen hatte; damit ja kein Zweifel übrig

(*) Auch ich glaube mit Gebauer, daß die Constitutio de expeditione romana von Kaiser Friedrich dem Ersten bloß bestättiget worden, und mit Senkenberg, daß nur der Eingang und die Schlußformel derselben untergeschoben sey; woraus sich aber kein Schluß auf die Unrichtigkeit der ganzen Urkunde machen lasse. S. von Selchows Geschichte der in Deutschland geltenden fremden und einheimischen Rechte, p. m. 186.

übrig bliebe, daß die physische und politische Pest dieses Erdstriches, den Deutschen und ihren Königen von jeher äußerst nachtheilig gewesen sey. Als er in seinem Vaterlande angekommen war, fühlte er die Herannäherung seines Todes so sehr, daß er eilte, seinem Sohne die burgundische Krone aufsetzen zu lassen. Zu seinem Nachfolger in Deutschland war derselbe von den Ständen zuvor schon angenommen worden. Zu seinen kränklichen Umständen gesellte sich ein Schlagfluß, der seinem kostbaren Leben im fünfzehnten Jahr seiner Regierung, im Jahr 1039. den 14. Juli zu Utrecht ein Ende machte.

Begraben ward er zu Speyer im Dom (*), welchen er zu bauen angefangen hatte, aber nicht vollenden konnte. Er hatte überhaupt eine besondere Vorliebe für diese Stadt, und daher die gute Meinung, daß sein Dom nicht nur seine und seiner Erben, sondern aller nachfolgenden

(*) Die Gruft der Kaiser aus dem fränkischen Hause zu Speyer, ward im Jahr 1689. von den Franzosen geplündert, und die Gebeine der Todten wurden damals zerstreuet. S. J. Ehrhardt, Pastor zu Beschine, ließ in das Journal von und für Deutschland, III. Jahrgang, 1786. 9tes Stück S. 211. u. f. eine Sammlung einiger Grabschriften auf alte deutsche Kaiser und Kurfürsten, welche ihre Geschichte und Genealogie beståttigen oder erläutern, einrücken. Dort kommt auch die Grabschrift unsers Konrads und seinen

genden deutschen Reichsoberhäupter Begräbnißstätte werden sollte.

Er war der Erste unter den deutschen Königen, der Bedenken trug, durch eigene Stiftungen, die Prälaturen zu vermehren. Daher findet man ihn zwar nicht selbst als einen frommen Stifter derselben von den Mönchen aufgezeichnet. Allein die denkende Nachwelt sieht eben daraus noch mehr, was das für ein großer Mann gewesen seyn muß, der sich aus Staatsklugheit, sogar über

---

ner leiblichen Nachfolger und ihrer Gemahlinnen vor. Sie heißt so:

Anno Domini 1039. Conradus Secundus Jmperator secundo Nonas Julii obiit.
Proavus jacet istic.
XV. Kal. Martii Gisela Jmperatrix obiit.
Hic proavi Conjunx.
Anno Dominicæ incarnationis 1056. Henricus Tertius tertio Non. Octob. obiit.
Avus hic.
Anno Dominicæ incarnationis 1106. Henricus Quartus senior VII. Jd. Augusti obiit
Pater hic.
Sexta Kal. Januarii Bertha Jmperatrix obiit.
Hic Henric. Sen. Coniux.
Anno Domini 1125. Henricus V. Junior, V. Cal. Maji obiit Filius hic.

Filius hic. Pater hic. Avus hic. Proavus jacet istic. Hic proavi conjunx hic Henrici Senioris.

über das fromme Vorurtheil seiner Zeit, als wenn man nämlich ohne dergleichen Stiftungen das Himmelreich nicht ererben könne, hinwegzusetzen vermochte. Er ward wie Heinrich der Vogler allgemein geliebt und bedauert. Seinem Symbol: Omnium mores, tuos imprimis observato, war er stets treu geblieben.

Konrad der Erste, genannt der Salier, war eines mit von den wahrhaft großen und verdienstvollen deutschen Reichsoberhäuptern, die einem Ludwig dem Ersten, genannt der Deutsche, und einem Heinrich dem Ersten, genannt der Vogler, mit allem Recht an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Heinrich III.

1039. — 1056.

Konrads und Giselens Sohn, Kaiser Heinrich der Dritte, welchen man wegen seines starken Barts, insgemein den Bärtigen — oder wegen seiner kohlschwarzen Haare, den Schwarzen nannte — geboren den 28. October 1017. war bei dem Tode seines Vaters, schon zwei und zwanzig Jahre alt; also nicht so gar jung mehr, als einige Schriftsteller dafür halten. Konrad hatte ihm, wie gedacht, eine so gute Erziehung gegeben, als für sein Zeitalter nur immer möglich war.

Im Ganzen hat sich Heinrich wirklich große und bleibende Verdienste um das Kaiserthum und um Deutschland erworben. Man wird beinahe unwillig, daß man einige Flecken in seinem Charakter antrifft, und ihn dadurch seinem Vater nicht völlig gleichstellen — sondern nur sagen kann: Er war ein großer Sohn eines noch größern Vaters; denn an Güte des Herzens, an Leutseligkeit und Großmuth stand er diesem unstreitig nach.

Heinrich war so sehr Staatsmann und Krieger, daß er darüber auf die sanftern menschlichen Empfindungen keine sonderliche Rücksicht nahm. Selbst seine zweite Heirath mit Agnes von Poitou, der Tochter Herzog

Wilhelms von Aquitanien, schloß er mehr aus Staatsgründen, als aus Zuneigung. Er war der Mann nicht, der auf ihr schönes Gesicht gesehen haben sollte. Entweder hielt er Liebe zur Ehe wirklich nicht für nöthig, oder er dachte, wie viele Väter heut zu Tage — nicht glauben, sondern aus Eigennutz bloß sagen: daß sie sich nach der Heirath schon einfinden würde. Er sah auch nicht auf den Geldkasten ihres Vaters, der in Rücksicht seines eigenen, wohl ziemlich leer gewesen seyn mag, sondern bloß auf ihre burgundische Verwandschaft, die ihm allein den Besitz von Burgund sichern konnte.

Auf dieser Hochzeit zu Ingelheim gieng es denn auch so steif und ernsthaft zu, als es nur immer bei irgend einer spanischen Grandezza in nachherigen Zeiten, zugegangen seyn kann. Daher man sich eben nicht wundern darf, daß damals die freilich ungebetene Menge der Minnesänger, Gaukler, und anderer Personen mehr die brodlose Künste trieben, mit einem leidigen helf euch Gott abgewiesen wurden. Allerdings war dieß nicht großmüthig, nicht gütig, nicht leutselig, am allerwenigsten königlich; aber dergleichen Gesänge und Schauspiele vertrugen sich mit der Ernsthaftigkeit Heinrichs durchaus nicht, der keine angenehmere Musik kannte, als das Stampfen und Wiehern muthiger Rosse, das Geklirre der Waffen, seine Losungsworte, und das Siegsgeschrei, oder auch das Gekrizel der Gänsekiele auf dem Pergament.

Sein Zeitvertreib waren Waffen und Pergamentrollen, die er am liebsten in Gesellschaft graugewordener Krieger, und erfahrener Staatsmänner musterte. Von welchen er sich aber wohl rathen, aber nicht regieren ließ; denn er verstand die gar nicht alltägliche Kunst, selbst zu regieren, und besaß das eben so wenig alltägliche Talent, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, mit eigenem Kopf zu denken, und mit eigenem Arm den Feind zu schlagen.

Stolz war Heinrichs Hauptleidenschaft, ohne daß er sich jedoch von ihr zu ungerechten Eroberungen hätte verleiten lassen. Ueber seine Rechte hielt er fest, und vergab ihnen nicht das Mindeste; im Gegentheil suchte er so unumschränkt als nur immer möglich war, zu regieren. Daß er aber darauf umgegangen sey, Deutschland selbst an sein Haus zu bringen, ist wohl nicht glaublich, ein Mann wie Heinrich, kannte die deutsche Verfassung, Deutschlands Einwohner und dessen Verhältnisse zuverläßig viel zu gut, als daß er dem Gedanken einer Möglichkeit nur einen Augenblick nachgehangen haben sollte. Er behielt ja nicht einmal sein Baiern und Schwaben. Würde er mit diesen bedeutenden Herzogthümern wohl zu verschiedenenmalen Fremde belehnt haben, wenn er so etwas im Sinne gehabt hätte, die doch zur Erreichung dieser ihm angedichteten Absicht hauptsächlich erfoderlich gewesen wären?

Man

Man hält zwar dafür, daß Heinrich diese Herzogthümer nicht freywillig, sondern bloß um bei den Großen seines Reiches den Verdacht von Eigennützigkeit zu beseitigen, wieder an Andere verliehen habe. Allein welcher unter den Reichsständen nahm sich denn das Herz, ihm dieses Opfer zuzumuthen? Welcher war denn nicht froh, daß er ihn nur selbst im ruhigen Besitz ließ? Wer wagte es denn vor der Affaire mit Herzog Konrad von Baiern, ihm zu widersprechen? wo doch im Grunde betrachtet, auch nur jedem um ihn selbst bange war, so, daß Konrad in der That bloß den allgemeinen Vorwand abgeben mußte: Wer nahm sich denn endlich das Herz, sich zu regen, als Heinrich zuletzt Baiern seinem zweiten Sohn Konrad — einem Kinde, und als dieses starb, seiner Gemahlinn Agnes — einem Weibe, und zwar zur eignen völligen Disposition gab?

Nein! Heinrich sahe sehr gut ein, daß wenn er auch alle Provinzen von dem Reiche unmittelbar an sein Haus gebracht haben würde, sich auch viele wieder davon losreißen — und wohl gar unter die Bothmäßigkeit eines Ausländers kommen könnten. Er mußte voraus sehen, daß er sich dadurch, und bei dem damaligen innern und äußern Verhältniß Deutschlands am Ende nothwendig selbst schwächen — und daß folglich seine ganze wahre Absicht sodann ewig unerfüllt bleiben würde. Eines allgemeinen Aufstandes aller Reichsstände gar nicht zu gedenken.

Heinrich suchte also bloß Befriedigung seines Stolzes, und diese glaubte er darinnen gefunden zu haben, daß er mit Deutschland vereinter Macht, das Schrecken der auswärtigen Feinde, und die Geisel einzelner Großen des Reichs war. Daß Heinrich vollkommen der Mann dazu war, kann niemand läugnen, und daß er seine Absicht wirklich erreicht habe, ist eben so gewiß. Der Pabst zitterte auf seinem Throne, wenn dieses Kaisers schreckliches Auge dem päbstlichen Legat Zorn drohete. Die Fürsten und Prälaten Deutschlands zitterten, und ihnen war bange wie dem Pabst, vor der Absetzung, wenn sie sich unwürdig ihres Amts fanden, eine Klage wider sie bei dem Kaiser eingelaufen war, oder sie sonst dem kaiserlichen Ansehen zu nahe getreten waren. Die Weglagerer und Fehdelustigen Ritter zitterten bei seinem Namen, wenn er ihnen zum erstenmale Friede gebieten ließ; das zweitemal gieng es ihnen zu Haut und Haar, das ist, sie kamen noch mit einer gelinden Züchtigung davon; das drittemal zitterten und lagen ihre Vesten im Schutt, und die Besitzer selbst büßten zu Hals oder Hand, das ist, sie hiengen gewöhnlich an Bäumen (*) Nur das gemeine Volk zitterte — nicht.

(*) Strafe zu Haut und Haar, und Strafe zu Hals und Hand — sehr gewöhnliche Ausdrücke in den Spiegeln und Weichbilden, das ist in den Land- und Stadtrechten des deutschen Mittelalters. Die erstere war die Benennung der Leibesstrafe; die letztere die Benennung der Todesstrafe.

nicht. Es fand einen mächtigen Beschützer an Heinrich, und liebte ihn in eben dem Grade, in welchem ihn Jene fürchteten.

Wirklich verfuhr der Kaiser in den meisten Fällen mehr streng als großmüthig — nichts destoweniger aber gerecht. Gleich bei Antritt seiner Regierung machte der böhmische Herzog Bertislaus hiervon die Erfahrung, den er mit allem Recht so lange gefangen behielt, biß derselbe die dem deutschen Reiche schuldige Lehenspflicht erneuert, und den Deutschland zugefügten Schaden zu ersetzen, und den vorenthaltenen Tribut bei Häller und Pfennig zu entrichten versichert hatte.

Peter von Ungarn, Heinrichs neuer Lehensmann, war mit Beistimmung seines Volks zum zweitenmal entthront, und darauf hingerichtet worden. Der Kaiser entließ dem Nachfolger auf dem ungarischen Throne Andreas, nur unter der Bedingung der Rache, daß er sich ihm gleichfalls unterwerfen, und versprechen mußte, Ungarn in der seitherigen Unterthänigkeit vom deutschen Reiche, ferner zu lassen. Wie aber Andreas nachher seinem Versprechen doch nicht nachkam, so belagerte Heinrich Presburg, und ängstigte Jenen so sehr, daß er kein anderes Rettungsmittel wußte, als den Pabst Leo IX. um seine Vorsprache zu bitten, der eben damals zugegen, und als Freund und Verwandter sehr wohl beim Kaiser angeschrieben war.

Es gelang nun zwar dem Pabst, Heinrich zu bewegen die Belagerung aufzuheben, und Andreas zu verzeihen; aber so gut kam dieser das zweitemal nicht davon, als das erstemal; denn der Sieger setzte jetzt der ungarischen Lehenspflicht noch die kaiserliche Heeresfolge (die Italienische zwar ausgenommen) bei, bedung sich noch überdieses die Abtretung eines Stücks von Ungarn unmittelbar an das deutsche Reich, und den Ersatz der Kriegskosten.

Allein Andreas ward seinem Versprechen zum drittenmal untreu, und sonder Zweifel würde sich jetzt der Kaiser fürchterlich an ihm gerächt haben, wenn er nicht selbst bald darauf gestorben — oder ihm nicht gleich damals die Nachfolge seines Sohnes, die italienischen Händel und endlich die Unzufriedenheit der deutschen Fürsten über ihn selbst, wegen seines Verfahrens gegen Konrad von Baiern, näher am Herzen gelegen hätte.

Wahrscheinlich hat Heinrich nachher dem Pabst Leo Vorwürfe gemacht, daß er sich als Vermittler habe brauchen lassen; sonst würde Leo's Biograph, Wipert, sich nicht so viele vergebliche Mühe haben geben dürfen, die Infallibilität des Pabst zu retten, und das Resultat der Vermittelung der Strenge Heinrichs beizumessen. Der Kaiser war zuverläßig ein größerer Menschenkenner als der Pabst. Er hatte, wie wir schon oben gesehen haben, wirklich den Grundsatz, daß demjenigen der dreimal hintereinander sein Wort gebrochen habe, das viertemal

nicht zu trauen sey, Stolz, Politik und Mißtrauen gestatteten ihm nicht eine Ausnahme zu machen. Und man kann in der That daraus, daß er es dieses einzigemal in seinem Leben that, sehen, in welcher außerordentlichen Achtung Leo bei ihm gestanden haben müsse. Hingegen verminderte sich aber auch von dieser Zeit an — ich will nicht sagen die äußerliche Achtung und Freundschaft Heinrichs gegen Leo — aber dessen Zutrauen gegen ihn, merklich.

Als der römische Stuhl durch die ärgerliche Spaltung Benedicts IX. Silvesters III. und Gregors VI. beunruhiget, und über den einen so viel geklaget ward als über den andern, so setzte Heinrich alle drei ab — selbst Gregorn, der sich doch alle mögliche Mühe gegeben hatte, sich ihm gefällig zu machen.

Noch ein Beweis daß Heinrich zwar mehr strenge als großmüthig, aber doch nicht ungerecht zu verfahren gewohnt war, ist folgender. Der überhaupt sehr unbedachtsame und schwachköpfige König Heinrich der I. von Frankreich, hatte ihn bei einer persönlichen Zusammenkunft beschuldiget, daß er und sein Vater den größten Theil Frankreichs (Burgund und Champagne) durch List an das deutsche Reich gebracht, und deren Zurückgabe unter allerhand Vorwänden stets verzögere. Der Kaiser Heinrich aber war dießmal doch so großmüthig, bloß darauf zu antworten, daß er bereit sey, diese Beschuldigung durch ein Gottesurtel, oder einen

nen persönlichen Zweikampf zwischen ihm und dem König, zu widerlegen. Ein in dem Mittelalter sehr gewöhnliches Rechts- und Beweismittel. Wozu doch der König keinen Lust bezeigte, sondern abreiste — man sagt heimlich — und die Sachen ließ er wie sie waren.

Daß Heinrich unumschränkt regierte, und die Herzogthümer, Grafschaften, Prälaturen u. d. m. willkührlich vergab, habe ich selbst schon zugestanden, und kann Niemand läugnen der einmal gelesen hat, daß er unter allen deutschen Reichsoberhäuptern zuerst, ein großes reichs- und mannlehenbares Herzogthum einem Weibe zur freien Disposition übergeben, und demselben noch überdieses eine sehr bedeutende Reichsabtey zum Bewittum ausgesetzt habe. Allein dieses abgerechnet, muß man doch allemal gestehen, daß er die Aemter (von seiner Familie ist hier die Rede gar nicht) immer nur an die Würdigsten vergab. Pabst Clemens II. Leo IX. und Victor II. Friedrich von Luxemburg, Adelbert von Namur, Gerhard der Elsäßer, Ezzo von der Rheinpfalz, Otto der Schweinfurter, Welf ein schwäbischer Graf, Konrad von Scheuern (Baiern) und viele andere geistlichen und weltlichen Standes, die er beförderte, waren lauter verdienstvolle und große Männer.

Heinrich war wie sein Vater, der größte Staatsmann und der größte Held seiner Zeit. Dieß ist längst entschieden. Es war nichts Geringes, alle und jede Besitzungen die unter seinem Vater bei dem Reiche waren,

nicht

nicht nur bei demselben zu erhalten, sondern noch über dieses Champagne dazu zuschlagen, den Ungarn welche ehemals Deutschland Gesetze vorgeschrieben hatten, nun selbst Gesetze vorzuschreiben, und den König von Kastilien zu nöthigen, daß er den kaiserlichen Titul fahren ließ.

Es war nichts Geringes, alle Feinde des Reichs zu Paaren zu treiben, sich inn- und außerhalb Deutschland wenigstens stets im Respect zu erhalten, die stolze Römer sogar in die Nothwendigkeit zu setzen, daß sie von ihm sich einen Pabst jedesmal erbitten, und versprechen mußten, nie einen dafür zu erkennen, den er oder seine Nachfolger am Reiche ihnen nicht selbst gegeben haben würden; ja eben jene widerspänstigen Römer auf einmal so ganz außerordentlich gehorsam zu machen, daß sie des Kaisers neuem Pabst Clemens seine Regierung gerne damit anfangen ließen, daß er seinem Gönner und dessen Gemahlinn Agnes für sich selbst die Kaiserkrone aufsetzte und ihnen denselben sodann ohne alle Umstände als ihren Oberherrn ankündigte.

Es war nichts Geringes, die Päbste die gewohnt waren die Kaiser als ihre Vasallen zu betrachten, selbst als kaiserliche Vasallen wirklich zu behandeln, und nach Beschaffenheit der Umstände, ohne lange Anfrage ab- oder einzusetzen.

Heinrichs Leben enthält ganz unstreitig Meisterstücke der Staats- und Kriegskunst. Er verstand sich vollkommen darauf, eine Gelegenheit zu fassen und zu benutzen; im Grunde betrachtet, doch immer mehr um des Reiches als um sein selbst willen.

Daß er lauter Deutsche auf den päbstlichen Stuhl setzte, war in der That mehr tiefdurchdachte Politik als Staatsfehler. Erstlich war Heinrich ja nicht der erste deutsche Kaiser, welcher aus seinen Landsleuten Päbste schuff. Sodann bedenke man doch nur, daß gerade diejenigen Päbste welche von Geburt Franzosen oder Italiener waren, Deutschland und den Kaisern immer am meisten schadeten, und daß eben diese durch ihre Spionen in Deutschland, dessen Zustand so gut, und wohl noch besser erfuhren, als ihn selbst ein gebohrner Deutscher, der sich nicht immer um alles bekümmerte, wußte. So konnte auch Heinrich sich auf alle Fälle der Treue der Italiener eher versichert halten, wenn ein Deutscher Rom und Italien leitete, als wenn ein gebohrner Italiener sich an die Spitze seiner Landsleute mit seinem Bannstral stellen durfte. Endlich hatten ihm diese Deutsche ihre päbstliche Existenz einzig und allein zu danken, und wenn sie auch nicht aus Erkenntlichkeit sich seinen Absichten gemäß gefügt haben würden, so hätten sie es wohl aus Furcht thun müssen; weil Heinrich selbst auf den äußersten Fall Mittel und Geiseln genug in Deutschland hätte finden können, um sie zu nöthigen, Wort und Treue zu halten.

Welches unter allen deutschen Reichsoberhäuptern schaltete willkührlicher mitten in Rom als Heinrich? In wessen Angelegenheiten mengten sich die Päbste weniger als in Heinrichs? Bis auf die Zeiten Heinrichs des Dritten hatten die Päbste einige Güter hin und wieder in Deutschland besessen, die dem römischen Stuhl waren geschenkt worden. Ein sehr fataler Umstand für das gute Deutschland. Das Bißthum Bamberg selbst war aus Einfalt seines Stifters päbstliches Lehen, und mußte deswegen jährlich hundert Mark Silbers und einen Hengst nach Rom senden. Was that unser Heinrich bei diesen Umständen? Er tauschte alle diese verlohrne Rechte gegen ein italienisches Herzogthum (Benevent) ein. War dieß nicht Patriotismus? War das nicht Staatsklugheit? Würde aber Heinrich seine Absicht je erreicht haben, wenn die damaligen Päbste nicht Deutsche gewesen wären, und sie nicht Heinrichs Kopf, Herz und Arm gekannt hätten?

Ich komme jetzt auf zwei Thatsachen, die ich zur Ehre dieses Kaisers widerlegen zu können wünschte. Sie wären allerdings im Stande ein nachtheiliges Licht auf das Ganze zu verbreiten, wenn sie zum Glück die einzigen Thatsachen von der Art wären, die sich in seiner Regierungsgeschichte auffinden lassen. Ich meyne seine Verfolgungen des Herzogs Gottfried von Lothringen, und des Herzogs Konrad von Baiern.

Als nämlich Gozzelo I. jener verdienstvolle Freund von Heinrichs Vater gestorben war, so gab Heinrich Niederlothringen des verstorbenen ältestem Sohn, Gottfried II. und Oberlothringen dem jüngsten, Gozzelo II. ungeachtet Gottfried sich mit bewaffneter Hand gegen des Kaisers Verordnung gesetzt hatte, weil er mit Ausschließung seines Bruders, alles beisammen behalten wollte. Heinrich gab sich hierbei das Ansehen recht, billig und großmüthig gehandelt zu haben. Und freilich war wider diese seine Verordnung und sein Benehmen dabei unmittelbar zuvor und nachher, auch nicht das Mindeste einzuwenden. Allein, als auch Gozzelo II. starb, und Gottfried Oberlothringen wieder nicht bekam, sondern ein ganz Fremder, so hatte der Kaiser doch jetzt unstreitig zu erkennen gegeben, daß er ehemals die Billigkeit, das Recht, und die Großmuth bloß auf der Zunge — die Politik aber, die ihm nicht gestattete einen Vasallen zu mächtig werden zu lassen, im Herzen gehabt habe.

Man wird wohl merken daß ich hier eher zu gelind als zu streng urtheile. Heinrich zeigte dabei und zum erstenmal auffallend, daß er selbst von den Lehengesetzen seines Vaters abwich, und daß überhaupt seine Grundsätze nicht so lauter als die seines Vaters waren. Nehme man nun noch dazu, daß Gottfried jetzt sogar sein Niederlothringen verlohr, und seine Zuflucht nach Italien zu seiner Base Beatrix von Tuscien nehmen mußte, daß er diese heirathete, und der Kaiser hierauf die Ehe un-

ter allerlei Vorwänden eigenmächtig zu vernichten suchte, die weinende Gattinn dem Gatten von der Seite riß, sie wie die gröbste Verbrecherinn nach Deutschland abführen, und ihr freilich dort wie einer Staatsgefangenen begegnen ließ, so wird man in diesem unerhörten Verfahren bald mehr als Politik wahrnehmen. Man wird nicht länger glauben, daß Furcht vor einem gefährlichen Aufstand in Italien zu Gunsten Gottfrieds, den Kaiser dazu veranlaßt habe, sondern Schadenfreude, Rache, und eine Anwandlung von Tyranney.

Peter von Ludewig ist der Meinung, Heinrich habe Konrad von Baiern eigentlich deswegen seines Herzogthums entsetzt, weil dieser zu einer Heirath mit der kaiserlichen Prinzessinn sich nicht so willfährig erwiesen, als der Kaiser geglaubt haben mochte. Diese Meinung gränzt wenigstens sehr nahe an Wahrscheinlichkeit. Denn Heinrich war zu allem fähig, wenn sein Stolz beleidiget ward, und um so gefährlicher, da er viel zu sehr Hofmann war, als daß er seine Beweggründe und Absichten nicht meisterhaft zu verheimlichen gewußt haben sollte. Wegen eines schicklichen Vorwands war er nie verlegen, und so vielleicht auch bei Konrad nicht. Es gab auch aller Orten, und zu allen Zeiten, unzufriedene Leute, die sich zu Klagen gegen ihre Obrigkeiten brauchen ließen, wenn sie zumal dadurch irgend eine oft unedle Nebenabsicht zu erreichen hofften, und sie zugleich sicher vor Ahndungen zu seyn glaubten. Kurz Konrad

ward

ward auf die Anklage einiger seiner Unterthanen, bei weitem nicht des größten Theils, ungehört, und ohne alle ordentliche Untersuchung abgesetzt.

Er beredete darauf die Ungarn zu seinem Besten einen Einfall in Deutschland zu thun. Dieß nahm ihm allein Heinrich übel, denn fast alle Reichsstände dachten daran, daß sich auch der Wurm krümme, wenn er getreten werde; und beinahe allen gieng Konrads Schicksal nahe — glaubten daß ihm zu viel geschehen sey — schrieen über Heinrichs Despotismus, und sprachen laut von dessen eigener Absetzung. Wenn einmal über zwei Drittheile der Landeseinwohner so sprechen, so können sie doch nicht ganz unrecht gehabt haben.

Heinrich, dessen Politik nichts unmöglich war, gelang es, wie ich oben gesagt habe, dem ungeachtet wieder, die Fürsten mit gänzlicher Beibehaltung seines vorigen Ansehens zu besänftigen, und sogar noch dahin zu bewegen, daß sie seinen unmündigen damals erst drei Jahr alten Sohn für seinen Nachfolger annahmen, und deshalben jetzt schon zum römischen König kröneten.

Nach diesen beiden Thatsachen, verfolgte Heinrichs fürchterliche Rache den der einmal sich seinen Haß zugezogen hatte. Aber man muß wie ich oben erinnert habe, diesen Flecken seiner übrigen großen Verdienste wegen, übersehen.

Er affectirte eine Art von weltlicher Infallibilität, widerrief daher seine Befehle und Anordnungen nur im alleräußersten Fall, weil er durchaus das Ansehen nicht haben wollte, als habe er sie vorher nicht genug durchdacht. Man muß aber auch gestehen, daß sich Heinrich dieses Fehlers im politischen Verstande, fast gar nie schuldig gemacht habe, und daß er in eben diesem Verstande, wirklich das größte Regentengenie seiner Zeit nach seinem Vater gewesen sey.

Damit man aber nicht etwa denken möchte, Heinrichs Politik müsse entweder die Politik seines Vaters noch übertroffen haben, oder er selbst müsse wenigstens der staatskluge Mann nicht gewesen seyn, für den ich ihn schilderte, weil er den Fürsten von Capua wieder eingesetzt habe, welchen doch sein Vater abgesetzt hatte, so will ich hier bloß auf die inzwischen veränderten Umstände Italiens aufmerksam machen — auf die Besserung und jetzige Anhänglichkeit dieses Fürsten an das Kaiserhaus — auf das Zutrauen der eingebohrnen Italiener — welche von den immer weiter um sich gegriffenen Normännern sehr geängstet wurden, und auf das Vermögen also dieses Fürsten von Capua, wodurch der Kaiser am besten diese wieder im Respect und Gehorsam erhalten konnte. — Uebrigens änderte Heinrich an dem politischen väterlichen System nichts.

Sein Hoflager kann man sich meines Erachtens, nicht treffender vorstellen, als wenn man sich eine Men-

ge Fürsten, Prälaten und Ritter um den stets beobachtenden, ernsthaften und majestätischen Kaiser denkt, von welchen einige seinem Blicke gar auszuweichen — andere ein ihrem Haupte drohendes Ungewitter durch Kriechen und Bücken abzuwenden suchen — wieder andere in Verlegenheit wegen ihrer Bitte — und noch andere zwar allein frei vor sich hinsehen sieht, denen man es aber doch auch anmerkt, daß ihnen die Gegenwart des Kaisers Zwang auflegt.

Man trägt sich mit einer Sage von Heinrich, die das Gemälde das ich von ihm entworfen habe, sehr verdunkeln müßte, wenn sie wahr wäre. Ich meine jene Erzählung von seinen freiwilligen Büßungen. Eine Erzählung die ich — wenn sie auch gleich einer der angesehensten und größten Geschichtforscher (*) unter die Geschichte gemischt hat, und wenn sie ihm auch gleich von Andern ohne alle Untersuchung nachgeschrieben, und sogar als wäre es Thatsache, in Kupfer gestochen worden ist — doch geradezu für eine Fabel erklären muß. Meine Gründe sind folgende: daß kein einziger glaubwürdiger Chronist etwas davon meldet; gerade diejenige Person die

sie

(*) Ich bin einer der eifrigsten Verehrer Schmidts — aber nicht blindlings, sondern aus Ueberzeugung. Es ist mir aber auch weit begreiflicher, daß mancher neuere Schriftsteller ihm treulich nachgebetet — als daß Er selbst dieses Legendenfragment benutzt hat.

sie uns zuerst aufzeichnete, gar keinen Glauben verdient; und daß Heinrichs ganzer Charakter sich damit durchaus nicht zusammen räumen läßt.

Kein einziger glaubwürdiger Chronist meldet etwas davon. Also nicht die Schriftsteller seiner Zeit, die doch mehr als alle ihre Vorgänger ins Detail — sogar bis auf die geringsten Kleinigkeiten giengen, und alle insgesammt Mönche waren, die daher gewis nicht unterlassen haben würden, einen solchen Triumph der Pfaffheit durch ihre Zeitschriften zu verewigen. Wenigstens hätte sie nichts — gar nichts davon abhalten können. Denn gesetzt daß Heinrich seine Grundsätze — und sein ganzes Ich wirklich so sehr verläugnet haben sollte; wer (außer den Mönchen selbst) hätte diese außerordentliche — für einen Heinrich ganz unerhörte Demüthigung, damals für etwas anders als für ein Gott wohlgefälliges, von Hohen und Niedern nachahmungswürdiges Beispiel halten können und dürfen?

Gerade diejenige Person, welche diese Sage zuerst aufzeichnete, verdient zweitens, gar keinen Glauben. Ich brauche meine Leser nur recht aufmerksam auf den Titul des Products zu machen, um sie auf einmal zu überzeugen — auf Vitam Sancti Annonis — (*). Den Namen

(*) Es steht sehr passend in Surii berühmter Legenda Sanctorum ad Diem 4. Decembris. Dagegen

men des Verfassers kennt man nicht einmal; vermuthlich war es ein Mönch, der wenigstens hundert Jahr hernach gelebet hat; sonst hätte er ja keine Biographie eines Heiligen schreiben können.

Weiß doch der Heiligsprechung und der Panegyristen ungeachtet, heut zu Tag die ganze Gelehrtenrepublique, daß Herr Hanno der größte Bösewicht war, der seines Wohlthäters Wittwe Agnes, die edle Kaiserinn Mutter um ihr Kind betrog, ihren hoffnungsvollen Prinzen — Heinrich den Vierten — zu Grunde richten half, und dadurch Verderben über ganz Deutschland verbreitete. So wenig also meine Leser es einem solchen Biographen eines solchen Heiligen verdenken werden, daß er eine Fabel statt einer Geschichte schrieb, und einen Raben mit den Federn des Pfauens auszuschmücken, oder seinen Hanno auf Kosten Heinrich des Dritten groß zu machen suchte, so wenig wird er sie aber auch zu überzeugen vermögen.

Ich sagte Drittens, Heinrichs Character lasse sich mit dieser Fabel durchaus nicht zusammen räumen;

habe ich nichts; nur glaube ich überhaupt, daß Legenden nicht unter Geschichten gehören, und daß Allegaten daraus nicht für Thatsachen gelten können. Ich bin etwas unglaubig, und habe in Legenden noch wenig Ueberzeugung gefunden.

men; dieß ist wohl eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: Thatsachen stritten gegen eine Fabel. — Heinrich, der allgemein gefürchtete, unbändig stolze, äußerst empfindliche und sehr politische Heinrich, der den Päbsten und ihrem ganzen Heer hoch und nieder, Gesetze vorschrieb, sie lieber selbst, und fast willkührlich züchtigte — Heinrich, der bei allen Gelegenheiten ganz deutlich bewieß, daß der kaiserliche weltliche Arm über den päbstlichen geistlichen sey, der eben so wenig ein blinder Heiliger, als ein Religionsverächter war — kurz, der um viele Jahrhunderte vor seinen Zeitgenossen voraus war, — dieser Heinrich unter einer so sehr erniedrigenden Mönchsdespotie ? ? ? Das nenn ich eine Legende ! ! !

Heinrich bauete den Dom seines Vaters zu Speyer vollends aus, hatte sich aber zu seinem gewöhnlichen, und liebsten Aufenthalt bei lebendigen Leibe, Goßlar gewählt, einen zuvor ganz unbedeutenden Ort, den er zu einer Stadt, und sogar zum kaiserlichen Hoflager umschuff. In Ansehung der Errichtung neuer Bißthümer und Reichsprälaturen dachte er eben so wie sein Vater. Er selbst, errichtete nämlich keine.

Selbst dem Münster zu Goslar das er gleichfalls bauen ließ, gab er bloß die Ehre sein kaiserliches Bethhaus zu seyn, aber keinen klösterlichen Reichthum. — So viel wenigstens ich weiß. Und daß der Erzbischof von Hamburg aus den Bißthum Altenburg drei Biß-

thümer machen durfte, gehört vielleicht schon in die Zeiten der Regierung des minderjährigen Heinrichs des Vierten oder dessen Vormünder. Denn wenn auch gleich Heinrich der dritte selbst keinen Antheil an dieser Abänderung genommen haben sollte, welches ich gerne glauben will, so läßt sich doch unter einem Manne der wie er dachte und handelte, dazu schwerlich eine oberherrliche Einwilligung, und noch weniger eine eigenmächtige Ausführung des Erzbischofs vermuthen.

Er starb 1056. am 5. October zu Bothfeld, wohin er sich wegen der Jagd begeben hatte, im siebenzehnten Jahr seiner Regierung, alt neun und dreißig — zum Leidwesen aller Hülfsbedürftigen und des gemeinen Mannes — zur Freude aller Großen — zum größten Unglück seines unerzogenen Sohnes — und zum wirklichen Schaden des Reichs. Sein Körper ward wie der seines Vaters; im Dom zu Speier beigesetzt (*).

Sein Symbol: Qui lites aufert, execrationem in benedictionem mutat, ist offenbar mehr seiner Politik als seinen Religionsbegriffen zuzuschreiben.

(*) Man vergleiche die letzte Anmerkung in der vorhergehenden Charakteristik, welche die Grabschriften Konrads des Saliers, und seiner Nachkommen ꝛc. enthält.

Wenn gleich Heinrich der Dritte, insgemein der Schwarze genannt, der unpartheiischen Nachwelt nicht so ganz ehrwürdig erscheinen kann wie ein Ludwig der Deutsche, Heinrich der Vogler, und Konrad der Salier, so wird sie ihm doch einen Platz neben Otto dem Zweiten nicht versagen — ihn wenigstens wegen seiner übrigen wesentlichen Verdienste um ganz Deutschland sowohl als um die Kaiserwürde, nicht mit den Erobererern Karl dem Ersten und Otto dem Ersten, in eine Klasse setzen.

Heinrich IV.

1056. — 1106.

Zürne nicht Schatte Heinrichs des Vierten über Otto den man den Großen nannte, und der auch an deinem Untergang mit schuld war. Zürne nicht über die Deutschen, die sich nie so sehr vergessen hatten, als unter deiner Regierung. Zürne nicht über Gregor den Siebenden und seine schändlichen Werkzeuge. Nicht über deinen Vater der dich zu einem Opfer seiner Politik bestimmte. Nicht über deine dir aufgedrungene Gattinn Berta, die du nicht lieben konntest. Nicht über deine pflichtvergessene Söhne denen du zu lange lebtest. Zürne nicht über dein letztes trauriges Schicksal sonder Gleichen. — Die Nachwelt weiß nun längst was du der deutschen Vorwelt wirklich warest, und was du ihr noch mehr geworden seyn würdest, wenn sie dich nicht höchst undankbar und höchst unklug aus ihrer Mitte gestoßen, und nicht dich deinem ärgsten Feinde Preiß gegeben hätte. Unmöglichkeiten verlangt kein vernünftiger Mensch mehr von dir.

Karl den Dicken machten seine eigenen Unterthanen im Einverständniß mit der römischen Hierarchie ganz unglücklich; Heinrich den Vierten auch. Beide darum, weil sie nichts von ihren Rechten vergeben wollten. Ludwig

wig den Frommen, dem zwar gleiches Loos zu Theil worden war, vergleiche man nicht mit ihnen; den dessen Schicksal war fast nothwendige Folge der Schwachheit seines Geistes. Nicht so bei Karl dem Dicken, noch weniger bei Heinrich dem Vierten.

Heinrich ward geboren den 11. November 1050. Sein Vater war wie wir wissen Heinrich der Dritte, seine Mutter Agnes von Poitou. Bis in das Jahr 1066. konnte und durfte er nicht selbst regieren, denn er war noch ein Kind, und auch jetzt erst sechzehen Jahr alt. Mithin gehört alles Gute das im Anfang der Vormundschaftsregierung bewirkt ward, auf Rechnung der Kaiserinn Mutter die ihres Sohnes Rechte standhaft vertheidigte, durch Betrug und Gewalt der Großen um ihr Kind kam, und sich darüber im Kloster zu tod grämete. Alles Böse aber, das zu Ende dieser Vormundschaftsregierung geschahe, gehört hauptsächlich auf Rechnung des Erzbischofs Hanno von Kölln. Auch in den zunächst darauf gefolgten Jahren, konnte man von Heinrich, ohne ungerecht zu seyn nicht erwarten, was man allein von einem Mann zu erwarten berechtiget ist.

Und gleichwohl rechneten fast alle damalige Fürsten Deutschlands die Schuld der Vormünder dem Mündel zu? Aber das gehörte freilich mit in ihren Plan: Heinrich der Vierte durfte nie zum Ansehen eines Konrads des Saliers, eines Heinrichs des Schwarzen emporsteigen; er mußte im Gegentheil zum Schattenkönige her-

abgewürdiget werden, wenn sie sich wieder unabhängig wie zuvor machen wollten. — Gleichwohl gab sich Hanno das Ansehen, als ob er an all' diesem gar keinen Theil weder zuvor gehabt, noch jetzt habe, eiferte wohl noch gar darüber, und munterte alles zur Rache gegen ein Kind auf? Aber freilich hatte dieses Kind mehr Behagen an dem Erzbischof Albert von Bremen, als an Herrn Hanno gefunden. — Gleichwohl beeiferten sich alle Chronisten diese Handlungen ihren Zeitgenossen und der Nachwelt auf Unkosten Heinrichs mit den gehäßigsten Farben zu schildern? Aber sie waren partheiisch, und Nicolaus II. Alexander II. Gregor VI. ihre Oberhäupter.

Gleichwohl mochte Gregor seine geistlichen Waffen auf Heinrich hinschlendern, und alle treuen deutschen Knechte des römischen Stuhls vornehm und gering aufmuntern, diesen zu verfolgen, zu verketzern, zu verdammen, jeden Bissen Brod, jeden Trunk Wasser ihm zu versagen, und zur Ehre Gottes und seiner Heiligen ihn lieber tod zu schlagen? Aber der römischen Curie war es ja eigentlich um die Unterjochung und Entkräftung Deutschlands selbst zu thun, auch wußte man noch nicht allenthalben in Deutschland, daß Gregor ein größerer Sünder als Heinrich war; und vermuthete durchgehends, wenigstens von Seiten der deutschen Laien, des Himmelreichs Schlüssel in so unheiligen Händen. — Und gleichwohl stand endlich der gemeine deutsche Mann unschlüßig, einfältig, feige da und sahe ruhig zu, wie

man

man den Enkel Konrads des Saliers, und den Sohn Heinrichs des Schwarzen mißhandelte, ließ sich wohl selbst dazu gebrauchen, und vergaß also wirklich, daß man mit dem Ansehen des deutschen Reichsoberhaupts auch seine eigene Ruhe und Sicherheit zu Grabe trage? Aber Deutschlands Söhne glichen damals einer Nation die im Finstern tappte, das Licht scheuete, und nach Schatten haschte, wenig Patriotismus, wenig Grundsätze, wenig Vernunft und destomehr falsch verstandene Freiheit zeigte — einer Nation die auf dem Wege ist, sich in einen Strom zu stürzen, der sie nothwendig mit sich fortreißen muß, oder die vor einem Abgrund steht, den sie mit gesunden Augen nicht sieht.

Dieß das treue Gemälde Deutschlands, zu der Zeit da Heinrich solches selbst zu regieren anfieng.

Wenn wirklich wahr ist was Hanno vorgab, was die Chronikenschreiber nachschrieben, und viele neuere Schriftsteller ohne Untersuchung als wahr angenommen haben, daß nämlich Heinrichs Erziehung überaus zweckwidrig gewesen sey, so folgt schon daß er einer der besten Fürstenköpfe vieler Jahrhunderte gewesen seyn müsse. Denn selbst seine Feinde sagen, daß er im gesetztern Alter das gerade Gegentheil von dem gewesen sey, was er in der Jugend war. Als gemeiner Mensch würde er sich schwerlich von den Grundsätzen und Vorurtheilen einer verderblichen prinzlichen Erziehungsmethode losgearbeitet haben. Man sagt daß seine Erzieher sich äußerst haben angele-

gen seyn lassen zu verhindern daß er keinen bessern Pfad betreten möchte — und dennoch hat ihn Heinrich betreten. Welcher Verstand also für einen jungen verzogenen feurigen und sich vollkommen allein überlassenen Prinzen, der sich dem allen ungeachtet so sehr zu seinem Vortheil ganz alleine gebildet hätte.

So ungefähr müßte man sich Heinrichs Kopf und Herz erklären, wenn es wirklich wahr oder hinreichend bewiesen wäre, daß seine Erziehung schlecht gewesen sey, woran ich aber gar sehr zu zweifeln mich bewogen finde. Ich reducire das Außerordentliche auf das Ungewöhnliche, und glaube also nicht daß die Prämissen von Heinrichs Erziehung ganz richtig sind, das ist, ich glaube zwar nicht, daß diese Erziehung den damaligen Zeiten und dem Interesse des päbstlichen Stuhls oder den Grundsätzen einer unbedingten Religiosität angemessen war, wohl aber einer gesunden Politik, die mehr auf das allgemeine Beste Deutschlands als auf Privatverhältniße hinzielte — mehr die Erhaltung kaiserlicher Macht und Ansehens als deren Schmälerung zum Gegenstand hatte. Gründe genug für das damalige von der römischen Hierarchie gegängelte Deutschland, um Heinrichs Erziehung von allen Seiten höchst mangel- und tadelhaft zu finden.

Albert, Erzbischof von Bremen hatte bekanntlich den meisten Antheil an dieser Erziehung. Ungeachtet ihn die meisten Schriftsteller seiner Zeit nicht auf das

vor-

vortheilhafteste schildern, so weiß doch heut zu Tag die ganze Gelehrtenrepublique daß er ein weit besserer Mensch war als sein Nebenbuhler und Hauptfeind Hanno, Erzbischof von Kölln; daß er seinen Zögling in eben dem Grade liebte, in welchem ihn dieser haßte; und daß er sein deutsches Vaterland gegen alle päbstlichen Eingriffe eben so sehr zu sichern suchte, als hingegen Hanno solches an den Pabst verriethe. Wenn Albert auch sonst kein wesentliches Verdienst um Heinrich gehabt hätte, so hat er doch gewiß das gehabt, daß er ihn zum Denken angewöhnte. Aber dieß war es eben, was ihn bei dem Pabst und den deutschen Großen verhaßt machte. Herr Hanno würde seinen Eleven nach ganz andern Grundsätzen erzogen, und dadurch Deutschland zum zweitenmal einen heiligen Heinrich gegeben haben, wenn nicht Albert zum Glück eben so sehr Hofmann als Staatsmann gewesen wäre — und wenn nicht der heranwachsende Heinrich Religion von Heucheley, den Theologen vom Zeloten, und den wahren Patrioten von dem Scheinpatrioten hätte unterscheiden können. Daher geschah es, daß Hanno den Abschied erhielt, und Albert blieb. Ein Entschluß, der dem Verstande des jungen Heinrichs in der That Ehre macht.

Simonie war nun das entsetzliche Wort, womit man die Religion des Hofmeisters und Zöglings zuerst verdächtig zu machen suchte. Wenn gleich die Geschichte mehrerer Staaten lehret, daß man von jeher bei Besetzung

setzung der geistlichen Aemter und Austheilung der Präbenden nicht immer auf wesentliches Verdienst zu sehen pflegte. — Wenn es sogar eine ausgemachte Wahrheit, oder ein nothwendiges Uebel geworden zu seyn scheinet, daß die Aemterspente seit vielen Jahrhunderten hier und da die Beförderer groß und klein spicken müsse. — Wenn endlich gleich der römische Hof bei ähnlichen Fällen die ihn selbst interessirten, bekanntlich sich öfters nichts weniger als difficil bewiesen hat; so sind wir doch weit entfernt dem Aemterhandel das Wort zu reden.

Aber wir glauben zur Ehre Heinrichs bemerken zu müssen, daß wenigstens von ihm solcher nicht bewiesen werden konnte, so oft und viel er auch Geld brauchte. Gregor und seine beiden Vorgänger waren also boshaft genug, ihm alles zur Last zu legen, was dießfalls mehr noch die Fürsten und Stände des deutschen Reichs, als weiland Heinrichs Vormünder und darunter namentlich der scheinheilige Hanno gethan hatten. Wer weis wie eifrig Heinrich die Rechte über seine Bischöfe verfochte, und wie eifrig sie ihm hingegen Gregor und seine beiden Vorgänger zu entreißen suchte, der wird Heinrich eben so schnell von diesem ihm angedichteten Verbrechen freisprechen, als er jene päbstlichen Cabalen verabscheut, und ihre deutschen Anhänger bemitleidet.

Heinrichs Abneigung vor seiner Gemahlinn Berta, und die Absicht sich von ihr scheiden zu lassen, benutzten der Pabst und die deutschen Fürsten, um ihn dem Volke

immer

immer mehr verhaßt zu machen, und auf alle Weise zu kränken. Der Kaiser wollte nach vielen fruchtloßen Versuchen den Pabst und das deutsche Volk zur Einwilligung zu bewegen, und nach mancherley dießfalls erlittenen Kränkungen seiner Ehre, seiner Ruhe und seiner Person sogar, rasch durchgreifen, und sich an seinen Widersachern rächen. Nun hieß er ein Tyrann, ein offenbarer Verächter der christlichen Religion.

Neuere Schriftsteller glauben ihn sehr gut vertheidigt zu haben, wenn sie diesen Schritt Heinrichs nur einer jugendlichen Unüberlegtheit zuschreiben. Ich glaube aber daß man ihn mit Recht einen Schwachkopf schelten könnte, wenn er unter solchen Umständen anders gehandelt hätte. Sein Großvater Konrad, sollte sich von seiner Gemahlinn die er liebte und die mit ihm gleichdachte, scheiden lassen; — so verlangten es damals die römische Kirche und das deutsche Reich. — Aber Konrad wollte nicht, und gestattete es nicht. Der Enkel Heinrich wollte sich nun von einer ihm schon an Jahren ungleichen und nichts weniger als liebenswürdigen Gemahlinn scheiden lassen, die ihm offenbar war aufgedrungen worden, die in eben dem Grade einfältig, in welchem er aufgeklärt dachte, die völlig das Gegentheil von ihm war, und die ihm seine Ruhe raubte. — Allein die nämliche Kirche und das nämliche Reich hinderten ihn durchaus daran. Welcher auffallende Widerspruch! Er that jetzt was Tausende vor und nach ihm ohne Ur-

sache

sache und ungerügt gethan haben — er suchte Liebe bei einer andern. Dafür schalt man ihn einen Ehebrecher, einen Verletzer aller Zucht und Ehrbarkeit.

Diejenigen also welche aus seinen Galanterien folgerten, daß sein moralischer Charakter eine lasterhafte Seite gehabt haben müße, scheinen mir der Sache nicht genug auf den Grund gesehen zu haben. Der alte wollüstige Gregor war am allerwenigsten der Mann, der einem jungen lebhaften, hellsehenden und mit einer unleidlichen Gattinn heimgesuchten mächtigen Regenten, der noch über dieses von seinen Vorfahren her nicht gewohnt war, über seine Handlungen Rechenschaft zu geben, zum Muster der Keuschheit hätte dienen können. Aber ein Theil Deutschlands sahe diese Wahrheit wirklich nicht ein, weil die päbstliche Glorie ihm die Augen blendete, und der andere Theil wollte sie nicht einsehen, weil er die Blitze aus Sankt Peters Schlüsseln scheuete. So ward also Heinrich der Vierte auch deswegen verachtet, weil er nicht taub gegen die Stimme der Natur war, oder weil er die Macht nicht hatte, sich seine Sünden selbst zu vergeben.

Heinrich der in hundert andern Fällen bewiesen hatte, daß er die Tugenden der Dankbarkeit und Großmuth nicht bloß auf der Zunge führe, hat sie auch gegen Albert bis an dessen Ende, mit einer außerordentlichen Standhaftigkeit ausgeübt. Was für ein Freund, gegen den Freund — welch ein dankbarer Zögling gegen

einen

einen für des Zöglings Rechte aufmerksamen und eifri-
gen Erzieher muß nicht Heinrich gewesen seyn, der hin-
wiederum mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit, ungeach-
tet unzähliger Chicanen und Gewaltthätigkeiten nächst sei-
ner Jugend, Alberten gegen dessen mächtige Feinde in
Schutz nehmen, und dabei ausharren konnte! — Für
alle Jahrhunderte Muster eines unerhörten Edelmuths —
aber seinen Zeitgenossen so unbegreiflich, daß sie sich sol-
ches durch eine Einmischung des Teufels erklären zu
müssen wähnten. — Wir haben oben schon gesehen,
daß leider Heinrich und Albert bei ihnen in gleicher Ver-
dammniß waren.

Heinrich wagte entsetzlich viel als er sich der armen
verfolgten Juden so thätig annahm, dieselben bei ihren
erworbenen Rechten schützte, ihr Leben und Eigenthum
sicherte, und überhaupt den verwerflichen und ganz un-
christlichen Grundsatz: ein ächter Christ sey in seinem
Gewissen verbunden, alle Ungläubigen, das ist solche
Menschen die dem christlichen Glauben nicht zugethan,
und nicht geneigt sind denselben anzunehmen, mit Feuer
und Schwert zu verfolgen, öffentlich verabscheuete.

Das sind nur einige Züge die ich anführe, um zu
beweisen daß Heinrichs Grundsätze die Achtung der heu-
tigen Welt verdienen, die man aber freilich zu seiner
Zeit für Beweiße der Ketzerey gehalten hat. Er war
wie sein Vater und Großvater weit vor seinen Zeitge-

nossen

nossen in der Aufklärung voraus. Allein Aufklärung und Verdammniß waren gleichbedeutende Worte.

Seine Geschichte enthält sehr viel Zeugnisse seines Patriotismus, seiner Staatsklugheit und seiner Uneigennützigkeit. Am besten lassen sie sich aus seinen Maasregeln gegen den Pabst und sein Heer, gegen seine vielen Gegenkaiser, gegen die rebellischen Sachsen, und gegen seine Widersacher unter einigen andern deutschen Fürsten, und aus der Vestigkeit mit welcher er auf dem Recht der Pabstwahlen, der Investitur der Bischöfe und allen andern kaiserlichen Rechten bestand, hervorsuchen. Nichts ist sonderbarer, als daß eben das, was außerordentliche Regententugend ist, — Selbstverläugnung — freiwillige Aufopferung seiner selbst für die gerechte Sache, und für das allgemeine Wohl — Heinrichs herrschendes Laster, Eigensinn genennet wurde. Selbst diejenigen Schriftsteller die ihn zu rechtfertigen gesucht haben, nahmen Anstand ihn von dieser Seite freizusprechen. — So ungewöhnlich ist der Heroismus den Heinrich allenthalben zeigte, daß er auch im achtzehnten Jahrhundert noch, Gefahr läuft Eigensinn genannt zu werden. — Ich habe glaube ich, schon einmal bemerkt, daß sich die Menschen gewöhnlich nach dem Ausgang der Sachen richten. Wir können ja alle Tage die Erfahrung machen, daß nützliche Unternehmungen sehr oft getadelt, und schädliche sehr oft gelobt werden, wenn zufällig die erstern verunglückten, oder die letztern geglückt haben.

Heinrich stellte sich ohne Furcht und ohne Bedenken immer selbst vor den Riß, wenn es deutsche Freiheit, die Ehre seiner Nation und die Rechte seiner Krone und das Wohl seiner Freunde und seiner Unterthanen galt. Aber so geblendet, so undankbar, so einfältig war sein Volk, daß es so lange Betrachtungen anstellte, ob es besser seye unter einem allgemeinen Oberhaupte, oder unter einer besondern Regierung, oder unter gar keiner zu stehen, bis es endlich wieder unter dem harten Oberkommando der römischen Bischöfe stand, von welchen es nur erst seit hundert Jahren zu seinem großen Glück befreit worden war, und noch länger befreiet hätte seyn können, wenn es mehr Anhänglichkeit an Heinrich, mehr Verstand, und mehr Thätigkeit bewiesen hätte. Dieses Volk, welches nur erst unter Konrad dem Salier und Heinrich dem Schwarzen sich glücklich schätzte, daß ihm Gott ein allgemeines Oberhaupt gegeben hatte, welches sie gegen ihre Lehenherren schützen konnte; — dieses Volk stellt nun Untersuchungen an, ob es besser sey, unter Diesem oder Jenem zu stehen.

Wer Heinrich die Schuld davon beimißt, wer behauptet, daß er bald zu streng, bald zu gelind, bald zu voreilig, bald zu langsam, bald zu stolz, bald wieder zu sklavisch zu Werke gegangen sey. — Wer sagt, daß er überall anders hätte handeln können und sollen, — der zeigt unwidersprechlich, daß er die Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit nicht — studieret habe.

Welcher Kaiser hatte vor Heinrich dem Vierten so viel Muth, unter steten innerlichen und äußerlichen Unruhen, unter den härtesten Verfolgungen und schrecklichsten Hindernissen von allen Seiten die Rechte des Kaisers über den Pabst auszuüben, als er? Und wer suchte ihn daran zu hindern, als Deutschland selbst?

Wer nöthigte ihn gegen die Sachsen strenge zu verfahren, als sie selbst? Er bauete Burgen gegen unruhige Köpfe und offenbare Rebellen, die sich schon längst gerne dem Gehorsam der Kaiser aus dem fränkischen Hause entzogen hätten, und nun bei der Jugend Heinrichs ihren Plan ins Werk setzen wollten. — Dieß legte man ihm wieder sehr zur Last. Bei einem andern hätte man es nöthige und weise Vorsicht genannt, bei ihm aber nannte man es Despotismus. Sie schleiften seine Burgen, spotteten des kaiserlichen Ansehens. Er züchtigte sie; sie versprachen Besserung. Er vergab; sie blieben was sie waren — Rebellen, die die deutsche Freiheit unter allen Provinzialen zuerst wieder an den päbstlichen Stuhl verkauften, den Kaiser an den Pabst verriethen, über ihr Vaterland die Schande der römischen Knechtschaft, und unübersehbares Elend brachten.

Die Kreuzzüge würden Deutschland vielleicht nie — wenigstens unter Heinrich dem Vierten gewiß nicht entvölkert und unglücklich gemacht haben, wenn die deutschen Fürsten mit ihm einverstanden gewesen wären. Der Pabst würde bei einer solchen Harmonie, und bei den geläuterten Begriffen ei-

nes

nes Heinrich des Vierten, immer vergeblich in das Lärmhorn geblasen — und sein Apostel Peter, der Eremit, umsonst geschwärmt, und umsonst geprediget haben. Heinrich ward zwar einige Zeit hernach, durch die Treulosigkeit seines Volkes genöthiget, dem Pabst einen Kreuzzug zu versprechen, den er aber weder bewerkstelligen konnte, noch zur Ehre seines Verstandes bewerkstelligen wollte. Der König von Ungarn wollte sein Königreich von dem jetzigen Oberhaupt des deutschen Reichs wieder zu Lehen nehmen. Bekanntlich war die Lehensherrschaft selbst unter einem mächtigen Heinrich dem Dritten für Deutschland verlohren gegangen. Diese günstige Stimmung Ungarns für Deutschland zeigt von der Regierungskunst des Erzbischofs von Bremen. Der Pabst vereitelte das ganze Projekt. Wer unterstützte ihn darinnen? — Der Aufstand der Sachsen gegen ihr allgemeines Oberhaupt.

Das einzige, was sich mit seiner Gerechtigkeit und Staatsklugheit nicht ganz vereinbaren zu lassen scheint, war, daß er die Thüringer zu Gunsten des Erzbischofs von Mainz um ihre Zehendfreiheit zu bringen suchte, und dadurch gegen sich aufbrachte. Man muß sich aber nur in seine Lage setzen, muß bedenken, daß dringende Umstände ihn, der um keinen andern Preiß den vielvermögenden und haabsüchtigen Erzbischof für seine Ehescheidungssache gewinnen konnte, zu diesem Schritt nöthigten. Heinrich, der so viel schon für das Reich gethan — sich aus Liebe zu ihm arm und verächtlich gemacht — und die Sicherheit

seiner eigenen Person sogar aufgeopfert hatte, sollte ihm nun auch seine häusliche Ruhe aufopfern? — sollte gar keine Gegengefälligkeit von dem Reiche haben erwarten dürfen? — Ich möchte wohl fragen, ob je ein anderer Fürst an seiner Statt sich anders hierbei benommen haben würde, oder benommen haben könnte? Verlangen, daß man sich in allen und jeden Fällen für das allgemeine Wohl aufopfern, sein eigenes Bestes darüber ganz und gar aus den Augen verliehren, und alles menschliche Gefühl verläugnen solle, das heißt eine äußerst unbillige, ja unnatürliche Sache verlangen. Wer anders als das undankbare Deutschland hatte ihn in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, hier endlich einmal etwas verwilligen zu müssen, das seinen eigenen Grundsätzen so sehr entgegen lief: Der nämliche Heinrich zog sich bald darauf den Haß des nämlichen Erzbischofs zu — und warum? — weil er dem Erzbischof auferlegt hatte, den armen verfolgten Juden die Güter wieder zu restituiren, welche er von ihren ermordeten Anverwandten ungerechter und räuberischer Weise an sich gezogen hatte. Daraus läßt sich Heinrichs Gerechtigkeitsliebe gar nicht verkennen, die sich sogar über alle ihn selbst treffende üble Folgen hinwegsetzte, und wie gesagt, nur allein durch Unmöglichkeiten in ihrem Lauf gehindert werden konnte.

Böhmen hatte sich unter diesen beständigen Unruhen in Deutschland von der Oberherrschaft des Reichs losgemacht. Durch Macht und Ansehen konnte

es Heinrich nicht hindern, weil man ihm beides genommen hatte, aber durch Politik vereinigte er es wieder mit dem Reich. Er schlug hier den Weg Otto des Ersten ein, indem er den Herzog von Böhmen zum König für seine Person, und damit zugleich zu seinem Waffenbruder machte. Ein andermal lief er Gefahr, daß sich die Schwaben noch länger auf die Seite seiner Feinde schlagen möchten. Rudolph von Schwaben hatte sich nämlich vom Pabst bereden lassen, Heinrich die deutsche Königs = und Kaiserkrone streitig zu machen, und daher sein erledigtes Herzogthum an seinen Eidam gegeben, allein Heinrich drang aller Widerwärtigkeiten ungeachtet durch, nahm es diesem, und verliehe es an seinen Eidam Friedrich von Hohenstaufen.

Heinrichs Tapferkeit ward nie bezweifelt, sie war zu offenkundig, als daß man auch diese hätte verdächtig machen können. Er, der den ersten Versuch seiner Wehrhaftigkeit schon im fünfzehnten Jahr seines Alters an seinem untreuen Hofmeister Hanno selbst machen wollte, und der nie einen Zweikampf scheuete, stand auch immer in eigener Person an der Spitze seines Heeres, und war unstreitig der größte und erfahrendste Kriegsheld seiner Zeit, der so oft es zu einer ordentlichen Schlacht kam, auch stets siegte. Er kannte die Furcht so wenig, daß er auch sehr oft mitten in die Versammlungen solcher Fürsten trat, von denen er offenbar wußte, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Schilde führten.

Alles Unglück das ihm begegnete, jene Beschimpfung die ihm zu Canossa widerfuhr, und die ich zur Ehre Deutschlands nicht wiederholen mag, ist wieder einzig und alleine Deutschland zuzuschreiben. Da sich einmal die Mehrheit der Deutschen aus Bosheit und Einfalt entschlossen hatte, Gregorn zum Schiedsrichter zu erkiesen, dessen ungerechte, und unverkennbar leidenschaftliche Aussprüche gegen Heinrich zu achten und zu vollziehen. Auch Gregorn noch über dieses die Gewalt, Könige ab- und einzusetzen, einzuräumen, so hatte Heinrich schlechterdings keine andere Wahl, als entweder sich alles geduldig gefallen zu lassen, um nicht alles zu verliehren, oder sich nichts gefallen zu lassen, um alles zu verliehren. Was nützte denn Heinrichen dieser Umstand, daß eben damals der Pabst, wie man glaubte, in Furcht und auf der Flucht war? Die mächtige Mathilde schützte ihn ja doch — und Deutschland ehrte ihn ja doch, vollzog seine grausamen Befehle ja doch, und ließ Heinrichen ja doch den Rücken nicht frei. — Es benimmt also der wesentlichen Größe Heinrichs gar nichts, daß er wie ein armer Sünder zu Canossa seinen ärgsten Feind um Absolution anflehen, und daß er als ein Verdammter unstät und flüchtig umherwandeln mußte. Alle andere Regenten vor und nach ihm, hätten sich in seiner Lage das nämliche gefallen lassen müssen.

Ich liebe mein Vaterland, deswegen gehe ich so kurz als möglich über diese Scenen weg — und wünschte

te recht sehr ihre Schilderungen aus der Geschichte — die bitterste Satire auf unsere deutschen Vorfahren des zwölften Jahrhunderts.

Seine Großmuth findet nicht ihres Gleichen in der Geschichte der Deutschen. Er vergab allen seinen Feinden groß und klein, und änderte seine Gesinnungen auch dann nicht, als er sah, daß diese Unwürdigen seiner Großmuth oft übel lohnten, und er sich solche vergeblich durch Wohlthaten zu verbinden suche; indem sie ihm dafür sogar nach Kron und Scepter griffen, ja nach dem Leben selbst trachteten. Nur einige Beispiele zum Beweis. Mehrere hatten versucht ihn heimlich umzubringen. Heinrich ertappte sie oft selbst über der That, rächete sich aber nicht, sondern begnügte sich mit ihrer Reue. Drei seiner Gegenkaiser, die es gar nicht verdient hatten, begnadigte er, und verbot seinen Reißigen das Grab des Vierten zu entweihen. Seiner Gemahlinn Berta begegnete er, ungeachtet seiner Abneigung gegen sie, mit der möglichsten Schonung, und aller ihrem Range gebührenden Hochachtung. Sehr viele Fürsten, die ihm zuvor Uebels gethan, und sogar in seinem Unglücke verächtlich mit ihm umgegangen waren, in seinen glücklichen Umständen aber ihm wieder zu Füßen fielen, und um Gnade fleheten, erhielten sie sogleich. Er war so mitleidig, daß er oft Arme an seine Tafel zog, und elende und kranke Menschen mit aller Sorgfalt pflegen ließ.

Wäre er ein Alltagsfürst gewesen, so würde man sich über sein Schicksal gar nicht wundern dürfen. Allein in der Geschichte aller Reiche und aller Zeiten wird man nicht finden, daß ein Fürst mit so außerordentlichen Talenten ausgerüstet, gleiches Schicksal gehabt hätte.

Ganz außerordentliche Umstände mußten daher auch zusammen treffen, um dieses zu bewirken. Der gefährlichste Mann der je auf dem päbstlichen Stuhl saß, trug damals die dreifache Krone; die Infuln wackelten auf den Köpfen der deutschen Bischöfe, so bald sie sich beigehen ließen, sich gegen die dreifache Krone aufzulehnen. Ein Bischof zu Verdun, ein Bischof zu Lüttich, ein Bischof zu Bamberg, und mehr andere erklärte Freunde Heinrichs und edle Männer, mußten jetzt unter Gregorn, wie Albert von Bremen ehemals unter dessen Vorgänger, seinetwegen die größten Verfolgungen erdulden. Die tiefste Barbarey und Unwissenheit des gemeinen Volks auf dem Lande, beförderte die Absichten des Pabstes, und vereitelte die des Kaisers. Die Uneinigkeit der deutschen Stände selbst und der Provinzen Sachsen, Franken und Schwaben half auch dazu; und die Herrschsucht, Pflichtvergessenheit und Raubbegierde der mehresten deutschen geistlichen und weltlichen Großen und des niedern Adels, machten das Unglück Deutschlands und seines Oberhaupts vollkommen. Heinrich war um so mehr zu bedauern, da er auch nicht einmal in seiner eigenen Familie, und unter seinen eigenen Leuten sicher war.

Gattinn, Söhne, mehrere Große Deutschlands, verstellte Freunde und Dienstleute, alles schien sich zusammen verschworen zu haben, ihn entweder aus Eigennutz, oder aus Rache, oder aus Fanatismus, den das damalige Oberhaupt der christlichen Kirche und seine Aposteln predigten, zu morden.

So hatte er also nur zwei Freunde, auf die er sich in so ferne ganz verlassen konnte, daß sie sich mit hinreichender Macht versehen, ohne Furcht seiner Sache öffentlich annehmen würden, den König Bratislaus von Böhmen, und den Herzog Heinrich von Niederlothringen. Denn Friedrich von Hohenstaufen hatte sein neues Herzogthum noch nicht durchgehends behaupten können, und mußte es also, wie Ulrich von Losheim, mehr bei seinem guten Willen für die gerechte Sache Heinrichs, und bei seinem Arm bewandt seyn lassen. Die mehresten deutschen Städte hatten sich zwar auch verdient um die gerechte Sache gemacht, aber nur Kölln, Nürnberg und Worms vorzüglich. Denn die beiden erstern hielten Heinrichs wegen wirklich harte Belagerungen aus, und die letztere jagte aus Liebe zu ihm, gar ihren Bischof und alle Antihenricianer aus der Stadt, und fuhr fort mit Gut und Blut sich seiner anzunehmen, ohne sich durch Gregors Zorn und die Uebermacht der Antihenricianer abwendig machen zu lassen. Dagegen hatte Markgraf Leopold von Oesterreich Heinrichs Parthey verlassen, sich auf die Seite seiner Feinde geschlagen — und dadurch dem Kaiser

für die ihm zuvor erwiesene Wohlthaten schändlich gelohnt. Er hätte der gerechten Sache den Ausschlag geben können, wenn er treu geblieben wäre (*). Des wackern Bischofs zu Lüttich, Otberts Freundschaft für Heinrich endigte sich mit Heinrichs Tode. Er fuhr fort sich öffentlich für seinen Freund zu erklären, bis er zuletzt ebenfalls eine Beute der römischen Chikane ward.

Es gehört mit zur Geschichte der außerordentlichen Ereignisse, daß zu eben der Zeit, da das sonstige treue Deutschland größtentheils untreu, undankbar und ungerecht gegen sein Oberhaupt, in einen todtenähnlichen Schlaf versunken war, das sonstige untreue Italien dem Kaiser treu blieb, ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und bei voller Besinnungskraft blieb. — Italien, dieser Zug söhnt dich mit dem deutschen Patrioten wieder aus. Er gesteht's, ob er schon ein Deutscher ist, du hast hier sein Vaterland weit hinter dir zurückgelassen; du hast es durch einen schnellen Entschluß vom Schlafe aufgeweckt, und ihm wenigstens zum Theil seine Denk- und Schnellkraft wieder gegeben; du hast eine unumstößliche Probe deines uneingeschränkten Zutrauens zu Hein-

(*) Der nämliche Leopold, der nachher Heinrichs Tochter heirathete, den sein Gewissen nach seines Schwiegervaters Tod unaufhörlich folterte, der deswegen das Kloster Neuburg stiftete, und — heilig gesprochen ward.

Heinrich dem Vierten abgelegt. Italien hielt nämlich unsern Heinrich mit Recht für einen der seltenen Männer, die auch die härtesten Verfolgungen nicht wankend von ihren Grundsätzen, nicht muthlos in weitern Gefahren machen konnte.

Es läßt sich auch in der That nicht anders als durch eine ganz außerordentliche Seelengröße erklären, daß Heinrich nicht zur niedrigsten Stufe des menschlichen Elends herabgesunken, und daß er nach den tausend Stürmen, die er ausgestanden hatte, nicht endlich zu jener fürchterlichen Ruhe gelangt war, wo die Seele gefühllos und unempfindlich gegen alle äußere Eindrücke und körperlichen Leiden sich selbst unbewußt zu seyn scheinet, ihre hohe Würde verläugnet, gleich einem verstimmten Instrument lauter Mißtöne angiebt, und das was sie ihrem göttlichen Urbilde näher bringt, und über alles Irdische erhebt, auf immer verlohren zu haben scheinet. Wer diese Apostrophe für übertrieben hält, der beliebe sich nur zu erinnern, daß mehrere Kaiser, Könige, Fürsten und geringere Menschen, bei weit minder wichtigen Unglücksfällen dem Wahnsinne nicht widerstehen konnten. Heinrich widerstund ihm dennoch, und der Erfolg zeigte, daß sich die Italiener in seinem Charakter nicht geirrt, und daß sie ihr Zutrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatten.

So bald er jetzt nur halb Unterstützung hatte, gieng er seinen Feinden auf den Leib. Sein erster Gegenkai-

ser Rudolph mußte zuerst herhalten. Heinrich überwand ihn, und Rudolph verlohr mit seiner Hand, womit er dem Kaiser Treue geschworen hatte, auch sein Leben. Hierauf geht er nach Italien, nimmt Rom ein, jagt Gregorn in die Flucht, läßt sich und Berten die Kaiserkrone aufsetzen, übt wenigstens seine kaiserlichen Rechte über den Pabst zum zweiten = und drittenmal aus, und setzt Gregorn in die unangenehme Nothwendigkeit, als Vertriebener bei Ausländern sterben zu müssen. Nun kommt er nach Deutschland zurück, geht seinem zweiten Gegenkaiser, Hermann, entgegen, besiegt auch diesen, und — begnadigt ihn.

Der dritte Gegenkaiser Eckbert fühlt, wie seine Vorgänger, Heinrichs Uebergewicht die ganze kurze Zeit seiner eingebildeten kaiserlichen Existenz. Er wird von Heinrichs Anhängern erschlagen, ohne Vorwissen des Kaisers, ihres Herrn. Der vierte Gegenkaiser war Heinrichs ältester Sohn Konrad, ein undankbarer, pflichtvergessener Mensch. Der Vater bekommt ihn gefangen, behandelt ihn zärtlich, aber mit nöthiger Vorsicht. Der Sohn entflieht dennoch, und rebellirt so lange fort, bis der Tod die Erde von ihm säuberte.

Der fünfte und letzte Gegenkaiser, Heinrichs jüngster Sohn, auch Heinrich (Heinrich der Fünfte) hatte wie sein würdiger Bruder, den Sturz seines Vaters mit Pabst Paschal verabredet. Mit den Waffen gelang er nicht, aber endlich unter der Larve der verabscheuungswürdigsten

sten Heucheleien. Der Sohn raubt dem Vater die Freiheit, gerade zu einer Zeit, da dieser versichert seyn konnte, daß ihm Deutschland nun einmal Gerechtigkeit würde widerfahren lassen. Er läßt ihm hierauf die Reichsinsignien und den Kaiserornat abfodern, und da der Vater auch als Gefangener noch Muth genug behält, sie zu versagen, sie ihm vom Leibe reißen, und mit Gewalt nehmen. Heinrichs Klugheit findet Mittel zu entfliehen, aber der sogenannten Henricianer sind zu wenig, um es mit der stärkern Parthey des Sohnes aufnehmen zu können.

So unterlag also Heinrich der Vierte, der all seinen Feinden obgesiegt hatte, zuletzt der unerhörten Falschheit seines leiblichen Sohnes. Seine Gesundheit war ohnedem äußerst zerrüttet. Zu Lüttich, in den Armen seines Freundes Otberts beschloß er in dem nothdürftigsten Zustand sein trauriges und unruhiges Leben den 7. August 1106. alt sechs und funfzig Jahr. Sein entseelter Körper blieb, als der Körper eines Verbannten, fünf Jahre lang unbegraben zu Speyer in der Kapelle zu Sankt Afra stehen. Nach deren Verfluß der pflichtvergessene Heinrich der Fünfte sein Gewissen damit zum Schweigen zu bringen suchte, daß er seines Vaters Leiche prächtiger, als je ein Kaiser zuvor begraben ward, beisetzen ließ (*).

Hein-

(*) Vergleiche die letzte Anmerkung unter Konrad dem Zweiten; nach welcher auch weder der 12. August, wie Rein-

Heinrich der Vierte pflegte zu sagen: Multi multa sciunt se autem nemo. Ich nehme dieses für einen Beweis mehr, daß Prahlerey sein Fehler nicht war, und daß er sich nicht für vollkommen hielt. Er ertrug daher gerne die Schwächen anderer Menschen, und litte nicht, daß man sie mißbrauchte.

Daß er auch der schönste Mann in Absicht des Körperbaues gewesen ist, der bisher auf dem deutschen Thron saß, gehört zwar eigentlich nicht in meine Charakteristik, wohl aber daß er sich durch eine überaus edle Gesichtsbildung vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete. Sogar die Furchen des Kummers auf seinem Gesichte, die tiefes Seelen- und Körperleiden verriethen, waren nicht vermögend gewesen, die Majestät daraus zu verdrängen. Noch in seinen letzten Tagen konnten seine Feinde, vornehm und gering, seinen Blick nicht ertragen. So auffallend suchten sie ihm auszuweichen, daß selbst die Reichsversammlung zu Mainz erschrak, als er auf dem Wege war sich vor ihm zu vertheidigen, und gar nichts dagegen hatte, daß sein Pflicht- und Ehrvergessener Sohn ihr die Schaam ersparen wollte, und den Vater ihren Augen entzog.

Ich

Reinhard und einige andere dafür hielten; noch der 10. August, wie Kohler und wieder andere glaubten, sondern der 7. August, der Todestag Heinrichs war.

Ich finde nicht, daß der unglückliche Mann, dem man in seiner Lage wohl einen Staatsfehler zu Gutem halten müßte, sein trauriges Schicksal durch Stiftung irgend einer Prälatur oder eines Klosters zu mildern gesucht hätte. So wenig verläugnete er die Grundsätze seines Hauses und seiner Staatsklugheit. Allein mehrere seiner Feinde, die ihn bei seinen Lebzeiten verfolgten, wurden nach seinem Tode durch Reue und Gewissensbisse gefoltert, und stifteten deswegen Seelenmessen — und was er selbst nie haben wollte — Klöster sogar.

Heinrich der Vierte einer der verdientesten und edelsten Männer, die je auf Thronen saßen, würdig an der Seite eines Ludwigs des Deutschen, eines Heinrichs des Voglers, und eines Konrads des Salier zu stehen, und demungeachtet verdammt von ihnen, ein Opfer der Hoheit des deutschen Reichs, und des Fanatismus zu werden.

Hein-

Heinrich V.

1106. — 1125.

Heinrich der Fünfte, der jüngste Sohn Heinrichs des Vierten und der Berta, hat sich gegen seinen von allen Seiten bedrängten edelmüthigen Vater, so äußerst schlecht betragen, daß ihm, wie ich voraus sehe, keine günstige Aufnahm bei meinen Lesern bevorstehet. Ich wünschte sagen zu können, daß ihn Fanatismus und die Furcht von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden, zu jenen unedlen Handlungen bewogen haben, um ihn mit meinen Lesern wieder einigermaßen aussöhnen zu können. Allein die Wahrheit, die treue Gefährtinn der Geschichte, weißt beständig auf Umstände hin, die nur zu deutlich zeigen, daß er wirklich nicht aus Fanatismus, sondern aus Grundsätzen — nicht aus Furcht sein Erbrecht zu verliehren, sondern aus Herrschsucht gesündiget habe.

Er war bei weitem der Mann nicht, der sich willkührlich leiten ließ. Man gehe seine ganze Regierung durch, und ich wette, man findet nicht eine einzige Spur, die ihn der Schwärmerei verdächtig machen ließe, oder bewiese, daß er die päbstlichen Aussprüche so wie seine Zeitgenossen für untrüglich gehalten — oder daß er den sogenannten Statthalter Christi, so wie diese, mehr für

einen Gott als für einen Menschen zu betrachten gewohnt gewesen sey. Auch nicht einmal mit der Jugend kann man ihn entschuldigen, denn er war bereits im Jahr 1081. gebohren. Vom Jahr 1104. — 1106. aber arbeitete er unablässig an dem Untergang seines Vaters, folglich war er damals schon beinahe fünf und zwanzig Jahre alt.

Man bedenke, daß sein Vater zuletzt noch alle seine Feinde bezwungen hatte, und sich schon keiner mehr zum Gegenkaiser wider ihn gebrauchen lassen möchte. Man erwäge daß Deutschland nun endlich doch wieder einmal zu sich gekommen war, sich seiner bisherigen Unthätigkeit zu schämen — die unerhörte päbstliche Despotie zu fühlen anfieng, und dieses unerträgliche Joch wieder abzuschütteln sich schon nicht ungeneigt mehr bezeigte. Man erinnere sich, daß Heinrich der Vierte keinen angelegentlichern Wunsch hatte, als die deutsche Krone bei seinem Hause zu erhalten, und daß sein Sohn Heinrich, dem er so viele und überzeugende Proben seiner väterlichen Liebe bereits gegeben hatte, ohnehin auch der einzige Ueberrest des fränkisch kaiserlichen Hauses war.

Man lasse sich nicht entgehen, daß der zärtliche Vater alles Mögliche gethan hatte, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, daß er zu dem Ende den Schwager Friedrich von Hohenstaufen, und zwei der ersten Bischöfe Deutschlands, (Trier und Kölln) vergeblich an ihn ge-

schickt hatte. Man sey endlich noch darauf aufmerksam, daß dieser ausgeartete Sohn nichts so sehr scheuete, als die Gegenwart des Vaters auf dem Reichstage zu Mainz, daß er hauptsächlich diese deswegen auf die gewaltthätigste und schändlichste Weise verhinderte, um nicht doch noch durch den Ausspruch der Unpartheilichkeit, des Mitleids, der Gerechtigkeit, seine Absicht vereitelt zu sehen. Und nun entscheide man selbst, ob Heinrich auch nur einigermaßen entschuldiget werden kann.

Es war also ein bloßer elender Vorwand, womit er sich gegen die widrigen Empfindungen seiner Zeitgenossen zu vertheidigen suchte, denen leicht erachtlich ein so grausames Verfahren des Sohnes gegen den Vater, unerhört, und unverzeihlich vorkommen mußte, daß er die Gefahr seines Erbrechts vorschützte. Mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt hatte er seinem Vater ehemals den Absag- und Fehdebrief zugeschickt, und erklärt, daß er mit einem Verbannten, ohne Gottes Zorn auf sich zu laden, weder fernere Gemeinschaft haben dürfe noch möge, und mit gleicher Kaltblütigkeit fuhr er jetzt fort, diesen unglücklichen Vater unabänderlich bis auf den Tod zu verfolgen.

Kein Wunder also, daß er sich gegen alle diejenigen — Freunde oder Feinde eben so benahm, die sich seinen Absichten theils zuvor schon widersetzt hatten, theils noch zu widersetzen suchten. Es scheint, sein Spießgeselle Pabst Paschal habe ihn ehemals zu viel in die Charte sehen lassen. Das war ein großer

Fehler

Fehler für einen Pabst, der ihm in der Folge theuer zu stehen kam. Ein so gelehriger Schüler wie Heinrich der Fünfte, nahm alles das zu Herzen für — künftige Zeiten, und machte den Lehrer sicher durch glatte Worte und durch einen Gehorsamsgesandten (Legatum obedientiæ). Heinrich war so sehr Meister in der Verstellungskunst, daß der Lehrer Schlösser auf die Treue des Schülers gebauet hätte. Es konnte nicht fehlen, bei so freundschaftlichen Conversationen mußte Heinrich die Fallibilität und geheime Philosophie seines geistlichen Waffenbruders zu Rom merken. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß er eben so wie dieser, und dessen Muster Gregor VII. die Religion zum Deckmantel der Bosheit nahm, sich eben so wie diese, über alle Gesetze, Verträge und Eidschwüre hinwegsetzte, und eben auch, nur nach Convenienz handelte. Auf beträchtliche geistliche Stiftungen — sehr verdienstliche und zur Erlangung der Seligkeit beinahe unentbehrliche Werke, nach den Begriffen der Vorzeit, verstand er sich so wenig als die kaiserlichen Vorfahren aus seinem Hause. Die Fundationen von Berchtoldsgaden, Bruchsal, (Odenheim) Ursberg, Camin, fallen zwar in die Zeiten seiner Regierung, allein er für seine Person, nahm auch nicht den entferntesten Antheil daran. Diese Ausnahm von der Regel, dient zwar allerdings mit zum Beweis seiner Staatsklugheit, allein seine geheime römische Philosophie mag auch dazu beigetragen haben.

Ich habe schon zu verstehen gegeben, daß er sehr malitiös war. Gänzlich davon überzeugen werden sich meine Leser, wenn ich sie erinnere, daß er Paschaln in der That als einen Popanz betrachtete, womit er allemal die einfältigen deutschen Christenkinder schreckte, wenn sie nicht mit ihm gegen seinen Vater wüthen wollten — und daß er so bald er seine Absicht ganz erreicht zu haben glaubte, selbst wieder an diesen römischen Popanz eine Menge deutscher bewaffneter Popanze hätzte, und ihn so lange einsperren ließ, bis er sich seinem Willen gemäß gefügt hatte.

Auf diese Weise war er der größte Heuchler und hinterlistigste Mann, der je auf dem deutschen Throne saß. Nicht zufrieden damit, seinen unglücklicheu Vater unter die Erde gebracht — und sich mit Gewalt auf dessen Thron geschwungen zu haben — nicht einmal zufrieden also seine gottlose Absicht erreicht zu haben, rächete er sich auch noch an dessen hinterbliebenen Freunden, jagte er den Herzog von Niederlothringen einzig und allein deswegen von Land und Leuten.

Man sagt daß er den kriegerischen Ruhm seiner Vorfahren in seiner Person fortgepflanzt habe, und läßt ihm als Soldat betrachtet, durchgehends Gerechtigkeit wiederfahren. Die Päbste, die Polen, der Pfalzgraf Siegfried und seine Aliirten, Graf Reinald von Baar und Monsson, und die Gräfinn Petronella von Holland fühlten die Schwere seines Arms wirklich. Und es lag

in

in der That nicht an ihm, daß er nicht auch die aufrührerischen Sachsen und die Ungarn besiegte, und daß er nicht die Franzosen bekriegte.

Dem allen ungeachtet aber findet man sehr deutlich, daß seine Tapferkeit nicht selten an Tollkühnheit gränzte. Wenigstens gilt dieses vom Anfang seiner Regierung. In der Folge ward er durch den üblen Ausgang seiner zu sehr gewagten Handlungen, allerdings klüger. Daher finden wir wieder eine Menge Thatsachen von ihm aufgezeichnet, die von einer wirklichen Staatsklugheit zeigen, und wovon ich weiter unten einige ins Licht setzen werde. Sein Benehmen gegen Paschaln sogleich nach seiner Thronbesteigung war von seinem vorigen so außerordentlich verschieden, daß dieser Pabst nothwendig aufmerksam werden mußte. Er that gleichsam Schlag auf Schlag, und betrug sich auf einmal völlig so gegen ihn und seine Cardinäle, als wenn gar nie ein Gregor VII. in der Welt gewesen, oder als wenn dessen Grundsätze mit ihm zu Grabe gegangen wären. Das war doch in der That nichts weniger als klug — und sehr natürlich konnte die römische Curie solche Handlungen, die sie schon lange als unerhört zu betrachten gewohnt war, demjenigen nicht so leicht verzeihen, der selbst vieles dazu beigetragen hatte, daß in diesen letzten Jahren das kaiserliche Ansehen so sehr herunter gekommen war, und der die Macht des Pabstes über den Kaiser, so zu sagen, selbst garantirt hatte.

Zudem hatte sich Heinrich gar nicht einmal darum bekümmert, die Römer sich zu Freunden zu machen, die ihm sein Betragen gegen seinen Vater, noch lange nicht vergessen hatten, und die ihn deswegen mehr noch verabscheuten, als sie ihre Päbste haßten. Daher ihr Einverständniß auf einmal mit ihrem lästigen Despoten in Rom. Daher der schnelle Entschluß der Römer, die beinahe zu eben der Zeit die deutschen Pilgrime mordeten, als Heinrich den Pabst und die Cardinäle greifen und vestsetzen ließ. Auf diese Weise war gleich zu Anfang seiner Regierung, eine Menge unschuldiger Menschen das Opfer seiner Tollkühnheit.

Daß er Paschaln die Verzichtleistung auf die Investituren und auf die Excommunication seiner Person durch den Genuß des heiligen Abendmahls beschwören ließ, beweißt wieder, wofür er eigentlich die Religion nahm, zeigt aber auch zugleich von seinem Selbstvertrauen und seiner Uebereilung; weil er verlangte, daß ein Pabst des Mittelalters demjenigen gezwungene Treue halten sollte, der selbst freiwillige Treue nicht einmal zu halten pflegte. Ich habe schon gezeigt, daß Heinrich seine Leute immer sehr gut studirt hatte, selbst die Zärtlichkeit seines Vaters nahm er ja ehemals zu berücken keinen Anstand. Um so weniger ist es ihm also zu verzeihen, daß er hier und da so große Fehler gegen den Staats von Ton, und die Staatsetiquette seiner Zeit machte.

Es ist wohl wahr, daß wenn er seine Absicht — das Interesse der deutschen Bischöfe wieder ganz an das Interesse des deutschen Reichs zu knüpfen, erreicht haben würde, er sich um Deutschland große Verdienste hätte erwerben können; allein dazu war jetzt der Zeitpunkt durchaus nicht — großentheils durch ihn selbst nicht. Zu spät sah er jetzt ein, was er noch vor wenig Jahren als Thronerbe für einen unersetzlichen Staatsfehler begangen hatte — nicht bloß gegen seinen Vater, sondern auch gegen sich selbst, und gegen Deutschland überhaupt. Jeder Versuch, den er jetzt machte, die Sache wieder auf den alten Fuß zu setzen, war verlohrne Arbeit — war eine Fackel der Zwietracht und des Aufruhrs in Deutschland selbst. Der Pabst hielt sein Versprechen — das heißt, er excommunicirte ihn nicht selbst, ließ ihn aber durch Erzbischöfe excommuniciren.

Ich müßte ungerecht gegen die menschliche Natur seyn, wenn ich es Heinrichen verübeln wollte, daß er zuletzt froh war, daß der Pabst sein Divide & impera nicht verschmähete. Aber wenn man ihn mit seinem Vater in Vergleichung stellt, so muß man gestehen, daß er weit unter diesem war — Denn Heinrich der Vierte gieng für deutsche Freiheit, und für seine Kronrechte in den Tod, sein Sohn Heinrich der Fünfte dachte aber, daß es eine Narrheit wäre, für deutsche Freiheit und Kronrecht in den Tod zu gehen, theilte mit dem Pabst — und den Fürsten, und blieb

dafür bei Leben. Es kommt hierbei alles auf den Begriff von Pflichten und von Ehre an. Nach dem Begriff den ich davon habe, weicht Heinrich der Vierte keinem der großen griechischen und römischen Helden, die für Pflicht und Ehre in den Tod giengen — und nach eben denselben gleicht Heinrich der Fünfte vielen der modernen Helden, die wenn sie lange genug vergeblich Krieg geführt, doch noch so viel Liebe für ihre Unterthanen übrig behalten haben, daß sie nach Hause gehen, und an einem — ewigen Frieden arbeiten lassen.

Auch dieses war meines Erachtens ein großer Verstoß gegen die Staatsklugheit, daß er seine Jugendfreunde — herrschsüchtige Leute, die ihm zuvor aus Leibeskräften gegen seinen Vater beigestanden hatten, und die in Heinrichs eigener Schule gebildet, erklärte Feinde jedes Reichsoberhaupts, und noch etwas mehr — offenbare Pfaffenknechte waren — daß er sage ich — diese, zu Ehrenämtern beförderte, und ihre Macht so sehr erweiterte. Ein so feiner Kenner der menschlichen Inclinationen, hätte doch wirklich von ganz andern Grundsätzen ausgehen sollen, um einerley trauriges Schicksal mit seinem Vorgänger zu vermeiden. Ich weiß nicht war es Dankbarkeit, die er sich doch sonst nie sonderlich anfechten ließ, oder war es Absicht, jene Personen vester an sein Interesse zu knüpfen. In beiden Fällen war es Uebereilung, Misverhältniß, Impolitesse, Widerspruch seiner sonstigen Grundsätze.

War

War es z. B. nicht eine Thorheit, gerade Lotharn (*) der unter Rebellionsentwürfen gegen Heinrich den Vierten aufgewachsen, und längst daran gewöhnt war — der mit seinen Grafschaften Supplinburg und Querfurt, die ohnehin schon beträchtlichen braunschweigischen Lande verband — und auf dessen Charakter in gar keiner Rücksicht zu bauen war, nun auch noch mit dem mächtigsten, und für das fränkisch — kaiserliche Haus gefährlichsten Herzogthum Sachsen zu belehnen? Wer unter allen deutschen Fürsten machte ihm nachher so viel zu schaffen, als eben dieser Lothar? Und wodurch anders als durch diese vereinte Macht ward er ihm so furchtbar — trachtete er sich der Abhängigkeit vom Reiche zu entziehen — nöthigte er die Reichsunmittelbaren sächsischen Grafen und Dynasten seine eigene unmittelbare Vasallen zu werden; — wodurch anders, sage ich, that er dem kaiserlichen Ansehen und der kaiserlichen Macht so sehr Abbruch, der dankbare Lothar? Man werfe mir hier nicht etwa ein, daß Heinrich wegen Lothars Connexionen nicht wohl anders habe handeln können. Denn es fehlte in Sachsen nicht an länderſüchtigen Grafen, unter die er das Herzogthum wenigstens hätte theilen können, wenn er auch Bedenken hätte tragen müssen, noch mehr neue sächsische Grafen zu machen. Er würde dadurch am besten die sächsische Macht zerstückelt, und dadurch we-

(*) Seine Charakteristik folgt zunächst nach dieser.

wenigstens die Hälfte von Sachsen vermittelst ihrer Häupter sich geneigt gemacht haben.

Eben so thöricht hatte Heinrich gehandelt, als er seinen Kanzler Albert zum Erzbißthum Mainz verhalf. Dieser Mann kannte aus dem Cabinet seines Herrn die Grundsätze, die Maasregeln, und das Interesse der deutschen Bischöfe viel zu gut — war viel zu haabsüchtig — viel zu wenig gewissenhaft — und wie sein Herr, viel zu sehr Wagehals, als daß man ihm die deutsche geistliche Dictatorsstelle hätte anvertrauen sollen. Heinrich ward von diesem seinen zweiten Hauptfehler gegen die Staatsklugheit nachher gleichfalls überzeugt. Denn so wie sich Lothar an die Spitze seiner waffenfähigen Feinde bereits gestellet hatte, so stellte sich nun der neue Erzbischof an die Spitze der infulirten.

Lothars und Alberts Benehmen hatte den Kaiser eigentlich erst vorsichtig und staatsklug gemacht. Daher es Pfalzgrafen Siegfrieden, der ebenfalls Willens war, in die Fußstapfen seines Freundes Lothars zu treten, nicht glückte wie jenem. Denn Heinrich behielt die erledigte Grafschaft Weimar nun lieber selbst, indem er sie zu dem kaiserlichen Fiscus schlug. Ueberhaupt war er gegen das Ende seiner Regierung sehr bemüht, die Regalien wieder mit dem kaiserlichen Fiscus zu vereinigen. Daher eigentlich der ungegründete Vorwurf des Geizes, den man ihm macht, rührt. Die geistlichen und weltlichen Fürsten, die nun nicht mehr erhielten, was sie ungerechter

Weise

Weise verlangten, und die wohl gar jetzt an den kaiserlichen Fiscus zurückgeben sollten, was sie diesem gewaltthätig entzogen hatten, nannten aus leicht erachtlichen Ursachen Geiz, was Nothwendigkeit, was wirkliche Staatsklugheit, was Billigkeit sogar war. Die Fürsten waren reich, suchten immer reicher zu werden; der Kaiser hingegen war arm, ward eben dadurch immer ärmer, wodurch jene immer reicher wurden. Dennoch verlangte man von ihm, als dem Reichsoberhaupt, daß er sich der gemeinen Sache annehmen solle. Womit denn, da man nach und nach die Kron- oder Kammergüter, die dazu bestimmt gewesen waren, an sich gezogen hatte?

Heinrich maßte sich der Länder Mathildens an. Dazu hatte er dreifachen Grund, erstlich sein Erbrecht, zweitens die Ansprüche des Reichs, und drittens die vollwichtigste Staatsraison, um nämlich die Päbste nicht noch schädlicher und mächtiger werden zu lassen, als sie schon waren. Der Pabst berief sich auf eine Schenkung der Mathilde; allein die Aechtheit der Schenkung war äußerst zweifelhaft; eine offenbar erschlichene Schenkung galt zu keiner Zeit etwas; und der- oder diejenige, die eine Sache nicht eigenthümlich besitzt, konnte und kann auch nicht willkührlich darüber schalten und walten.

Der Pabst verlohr also sein Legat — und schalt Heinrich einen Kirchenräuber. Die deutschen und italienischen Bischöfe liefen Gefahr, die kaiserlichen Rega-

lien herausgeben zu müssen — sie belegten ihn mit eben dem Ehrennamen. Den deutschen weltlichen Großen muthete er das nämliche zu — sie sagten daß er das Reich mit großen Auflagen zu beschweren suche. Man sieht nun schon, was man davon zu denken hat, und daß Heinrich nichts weniger als geizig oder kirchenräuberisch bei reifern Jahren, sondern nur staatskluger und ökonomischer worden war. In jüngern Jahren war er ohnehin eher verschwenderisch als geizig. Wenn er seinen Vater ehemals nur halb so prunkvoll hätte beisetzen lassen — wenn er ehemals seine Weihnachten in Florenz nur halb so kostbar gehalten — und wenn er Lotharn nur halb so belohnt hätte, als er ihn belohnt hatte, so würde er dem kaiserlichen Ansehen, und der Ehre der deutschen Nation schon hinreichend Genüge geleistet haben.

Auch in Ansehung der Wahl seiner Freunde ward durch Erfahrung belehrt, Heinrich in reifern Jahren klüger. Er quittirte seine Jugendfreunde; hielt sich jetzt mehr an die übriggebliebenen Freunde seines Vaters, und fuhr gut dabei. Lothar und seine Anhänger blieben in ihren Schranken, selbst bei der Abwesenheit Heinrichs, da sie sahen daß die beiden Hohenstaufe, nämlich Friedrich von Schwaben der Einäugige, und sein Bruder Konrad von Franken, statt seiner, in Deutschland zurückgeblieben waren.

Es ist wohl nicht ohne, daß Heinrich sogar den Eroberer gespielt haben würde, wenn ihm nicht auf so

manch=

manchfaltige Weise die Hände gebunden gewesen wären. Er hatte alle Eigenschaften dazu, gute und böse. Und die Absicht warum er Frankreich bekriegen, und sich in Ungarns Angelegenheiten mischen wollte, war nicht so lauter, um ihn dieses Vorwurfs überheben zu können.

An seinem Hofe sahe Deutschland zum erstenmal eine Art von Advocaten oder Procuratoren. Es waren nach dem Bedürfniß der damaligen Zeit, kluge und gelehrte Geistliche geringern Standes — zum Theil Ausländer. Sie hielten sich an das kaiserliche Interesse, und bezahlten den Pabst und die Bischöfe, die immer mit Urkunden und Gründen Besitz nahmen, mit gleicher Münze. Gegen diese nützten sie Heinrich in der That mehr als seine waffenfähigen Streiter. So unbedeutend auch dieser Umstand zur Charakteristik Heinrichs zu seyn scheinen mag, so sieht man doch daraus abermal, daß er über nichts verlegen war.

Ich finde am Ende dieser Charakteristik in ihm den Innbegriff vieler Tugenden, die dem kaiserlichen Ansehen unter andern Umständen noch weit mehr hätten nützen können, und den Innbegriff eben so vieler Laster, die der Menschheit sehr geschadet haben. Seine Thathandlungen sind also voller Widersprüche mit sich selbst. Es fällt daher äußerst schwer, ein ganz richtiges Resultat in Absicht seines Charakters daraus zu ziehen. So viel ist aber offenbar, daß er bei zunehmenden Jahren ein ganz anderer Mann war als in seiner Jugend, und daß er sich äußerst angelegen seyn ließ, wieder gut zu machen, was er ehemals ver-

dorben hatte. Hätte er die beiden Hohenstaufe, seine Vettern und den Markgraf von Oesterreich, seinen Schwager, nicht auf seiner Seite gehabt, so würde er aus der nämlichen Ursache, wie sein Vater, seinen Feinden haben unterliegen müssen.

Wahr ist's, er hat eine sehr unruhige Regierung gehabt, und es erfoderte einen sehr großen Mann, um sich aufrecht zu erhalten. Alleine die Unruhe seiner Regierung war doch nichts im Vergleich der unruhigen Regierung seines Vaters, schon darum nicht, weil er nicht wie jener Gegenkaiser, und keine Söhne hatte, die nach seiner Krone trachteten, und weil er doch nach seinen häuslichen Umständen zufrieden mit seiner Gemahlinn Mathilde, einer Tochter des Königs Heinrichs I. von England war. Seines Vaters große Seele hatte er nicht — nicht dessen ganz außerordentlichen Muth in Widerwärtigkeiten — nicht dessen wahre Vaterlandsliebe.

Die Strenge, mit der er zuletzt seine überwundene Feinde behandelte, kann man nicht Grausamkeit nennen. Er ward zu oft betrogen, und sahe deutlich, daß verzeihen nicht bei allen Personen fruchte. Lotharn hatte er verziehen, und dennoch machte es derselbe nachher ärger als zuvor, und der Erzbischof von Mainz, der das Vertrauen Heinrichs und die Geheimnisse des kaiserlichen Cabinets so schändlich mißbrauchte, hatte mehr noch als eine dreijährige harte Gefangenschaft verdient. Man zwang also Heinrichen gleichsam zum Mißtrauen und zur Härte.

Es scheint, daß er sich über die Mißhandlung seines Vaters nie habe beruhigen können, und daß ungeachtet seiner geheimen römischen Philosophie und der geistlichen Gewissensbetäubungen, er deswegen doch in stäter Reue und Ungewißheit über sein Schicksal jenseits, gewesen sey. So hätte also auch er die Erfahrung gemacht, daß das Gewissen sich auf keine Weise beruhigen lasse. Sein Denkspruch: mortem optare malum, timere pejus, ist, glaube ich, eigentlich auf diesen Umstand zu deuten. Mich wenigstens dünkt, er wollte eben so viel damit sagen, als: sein Vater habe Ursache gehabt, sich nach dem Tode zu sehnen, und das war sehr schlimm; er aber müsse den Tod fürchten — und das sey noch schlimmer.

Heinrich der Fünfte verließ die Welt zu Utrecht im Jahr 1125. im neunzehnten seiner Regierung, oder im vier und vierzigsten seines Alters, und ward darauf in die Gruft seiner Väter nach Speyer gebracht (*). Er hatte eine einzige Tochter, die sich an einen römischen Patricier verheirathete, und Bertha hieß.

Heinrich der Fünfte, zwar anfangs kein guter Regent, in der Folge aber mehr als mittelmäßig für Deutschland.

Lothar

(*) Man vergleiche die letzte Anmerkung in der Charakteristik Konrads des Zweiten.

Lothar (*)

1125. — 1137.

Die Tonangeber in Deutschland, nämlich der päbstliche Legat und der Erzbischof von Mainz, sahen sich nach einem Oberhaupt um, in dessen Person sich alle dem Reiche heilbringende Eigenschaften vereiniget befänden. So war also Lothar der Sohn Hedwigs (einer Enkelinn, Kaiser Otto des Zweiten) und Gebhards Grafens von Supplinburg, König der Deutschen. Ich rathe meinen Lesern sich nach diesem Eingange, keine zu große Idee von Lotharn zu machen, damit es ihnen nicht eben so gehe wie mir, da ich hier und da las, daß man ihn wegen seiner großen Verdienste der deutschen Krone würdig gehalten habe — und doch nachher fand, daß er unter allen Kronkandidaten die wenigsten hatte.

Dafür aber besaß er eben so viel guten Willen mit eigenen Landeskräften, gleichsam als Leibgeneral dem Pabst, den Bischöfen, und manchmal auch den Laienfürsten und übrigen Reichsständen zu dienen, wie weiland Kaiser Arnulf. So mochte er auch so wenig wie dieser

(*) Als deutsches Reichs-Oberhaupt, der Erste dieses Namens, als Kaiser der Zweite.

dieser, über die Fragen wie? und warum? seine Denkkraft auf die Folter spannen. Ehe er sich dazu entschlossen hätte, ließ er lieber wie Heinrich der Heilige, seine ganze Vernunft von dem Glauben gefangen nehmen.

Man erinnere sich nur in welcher Achtung ehemals Arnulf und Heinrich der Heilige, bei der Clerisey ihrer Zeit standen, und daß damals wie unter Lotharn, der Pabst den Dictator in Deutschland machte, so wird man sogleich einsehen, daß unser Lothar als der Innbegriff jener Arnulfischen und Heinrichischen Tugenden, auch nothwendig für den Innbegriff aller dem Reiche heilbringenden Eigenschaften gehalten werden mußte (*).

Das Lob seiner Tapferkeit kann man nicht mit so gutem Gewissen unterschreiben, als das Lob seiner Frömmigkeit nach dem Begriff damaliger Zeiten. Sie hatte offenbar ihren Sitz ganz alleine in seiner Faust, und zeigte sich nie anders als unter Beistand unzähliger Secundanten gegen einen ungleich schwächern Feind. Zu einem guten Heerführer war er nicht geeigenschaftet, denn

(*) Bekanntlich nahm die römische Curie, die Ausdrücke deutsches Reich und päbstliche Oberherrschaft über solches, öfters in einerlei Verstand.

denn dazu fehlete ihm das Allernöthigste: — Ueberlegung.

Man trug sich aber doch mit Beweisen seines Heldenmuths, seiner Frömmigkeit, seiner Gerechtigkeit, seiner Grosmuth und seines Patriotismus vor seiner Krönung. Hier sind sie: Er war schon als Knappe seines nachmaligen Schwiegervaters, des ehemaligen Gegenkaisers Markgrafen Eckberts, gegen Heinrich den Vierten mit zu Felde gezogen. — Das war in damaligen Zeiten nichts Ungewöhnliches. Er hatte darauf Eckberts Tochter geheirathet, und dadurch die Braunschweigischen Lande bekommen: — Länder durch heirathen erobern, zeigt noch von keinem Heldenmuth. Er hatte in der Folge die ungerechte Sache Heinrichs des Fünften gegen dessen Vater unterstützt, und sich dadurch Sachsen und Thüringen erworben: — Das nenne ich weder Frömmigkeit noch Gerechtigkeit. Darauf sich selbst gegen seinen Wohlthäter, Heinrich den Fünften öffentlich aufgelehnt: — das war keine Großmuth. Nicht lange vor seiner Krönung hatte er auch als der Mächtigere, alle um und in Sachsen und Thüringen wohnende mindermächtige Stände, nur die geistlichen ausgenommen, um ihre Reichsunmittelbarkeit gebracht, und sie selbst unmittelbar seinem Sachsen und Thüringer Lande untergeordnet: — Ein schöner Patriotismus!

Er hatte unter den beiden letztern Regierungen, mehr als irgend einer, über Unterdrückung der Freiheit Deutschlands und der Kirche geschrieen. Aber wer weiß heut zu Tage nicht, daß diese Losung das Mittel war, womit man sich bei den übrigen Großen Deutschlands, und bei der Clerisey empfehlen wollte.

Von nun an setzte man in seine Frömmigkeit und in seine Vaterlandsliebe nicht den mindesten Zweifel. Verstand er gleich nicht selbst die Kunst zu regieren, so hatte er doch wie Heinrich der Heilige ein kluges Weib und kluge Anverwandte, die ihn leiteten, und sich wieder von der Geistlichkeit leiten ließen.

Auf die Art seiner Wahl hatte er nicht Ursache stolz zu seyn, denn sie war nichts weniger als sanctionirt, nichts weniger als freiwillig, sowohl von Seiten der Wählenden, als des Gewählten offenbar erschlichen. Die Sachsen und Thüringer hatten ohnehin kein ganz gültiges Votum; denn Lothar war nun ihr allgemeiner Landesherr. Die Schwaben, Franken, Baiern und Oesterreicher hatten ihre Absicht auf Friedrich den Einäugichten von Schwaben, aus dem Hause Hohenstaufen, und das war gewiß ein Mann, der in aller reelen Rücksicht, weit — weit über Lotharn stand. Allein eben deswegen war Friedrich kein Mann für Deutschlands Tonangeber, kein Mann für die römische Curie — kein Mann für die Habsucht des ersten deutschen Erzbischofs.

Man war indessen sehr verlegen, wie man Lothar auf den deutschen Thron bringen wollte, und es scheint wirklich, daß man hier, als unter beinahe ähnlichen Umständen wie bei der Wahl Heinrichs des Heiligen, auch die nämlichen Maasregeln habe ergreifen wollen. Bei Jenem wie bei Lotharn, suchte man vor allem, den Innhaber der Reichsinsignien um sein ihm anvertrautes Gut, die Reichskleinodien, zu bringen, und nahm hierauf in Abwesenheit der andern Kompetenten und der meisten ihrer Anhänger, die Wahl vor. Lothar ausschlüßig war und blieb zugegen, und durfte mit ansehen, wie seine geistlichen Patronen zu seinem Besten, den Namen Gottes, oder das Veni Sancte Spiritus mißbrauchten; gleichsam als wären sie wirklich durch den heiligen Geist in den Stand gesetzt worden, ungeachtet ihrer Partheilichkeit und Eigennützigkeit, die Wahl auf eine Gott wohlgefällige und der Menschheit nützliche Weise leiten zu können. Wie wenig sich indessen besonders die bairischen Bischöfe davon überzeugen konnten, sieht man aus ihrer Unzufriedenheit über dieses einseitige, hinterlistige und auffallend eigennützige Wahlgeschäft. So konnten sich auch viele Andere nicht überzeugen, daß der heilige Geist auf Lotharn verfallen seyn sollte. Höchst unzufrieden, verließen sie daher das Wahlzimmer.

Ich widerspreche nicht, daß man in den allerältesten Zeiten, die Gewohnheit gehabt habe, die Gewählten

ten auf einem Schilde oder Sessel herumzutragen; allein es ist äußerst unwahrscheinlich, daß man es gerade nur bei Lothars Wahl, für ein wesentliches Stück des Wahlgeschäfts sollte angesehen haben. Ich glaube vielmehr, daß das Herumtragen Lothars ein Desperationsmittel seiner Patronen gewesen seye. Die Stimmen fielen nämlich nicht recht wie sie wünschten. Lothar selbst, dessen Sache Standhaftigkeit bei Widerwärtigkeiten gewiß nicht war, hatte bereits angefangen, seine Hoffnung aufzugeben, Gleichgültigkeit gegen die Krone affectirt, und seinem bangen Herzen durch fromme Stoßseufzerlein und Thränen Luft gemacht (*), als ein Wink von dem päbstlichen Legaten, oder dem Erzbischof, den funfzigjährigen (**) Lothar, auf die Schultern eines seiner treuen Vasallen, der sich zum Glücke auf Winke verstand, postirte.

Dieses Schauspiel dünkte Lotharn selbst so neu und auffallend, kam ihm so unerwartet, daß er, welches

(*) Man sagte nachher, Lothar habe sich aus Großmuth die Krone unter Thränen verbethen. Allein man merkt wohl, daß man geflissentlich Großmuth gegen Muthlosigkeit umtauschte.

(**) Wenn Lothar in seinem vierzehnten Jahr der Schlacht bei Gleichen beigewohnt haben soll, so muß er wenigstens schon funfzig Jahr alt gewesen seyn, als man ihn zum deutschen Reichsoberhaupt machte.

ich herzlich gerne zugebe, darüber in allem Ernste gris-gramte und schmollte, und sich am allerwenigsten dadurch geschmeichelt finden wollte. Ein deutlicher Beweis also, daß es keine studirte Nachahmung jener alten Gewohnheit war. Allein als die Komödie wirkte, und seine Anhänger sie für das hielten, was es seyn sollte; nämlich für das Signal ihre Lungen in Bewegung zu setzen. Als darauf ihr durchdringendes Vivat die Trommelfelle der Unschlüßigen erschütterte, und glücklicher Weise den Mund der Antagonisten zum Schweigen brachte. Als ferner diese tumultuarische Wahl-Ceremonie für die Stimme des ganzen Volks, und so fort für die Stimme Gottes gedeutet ward — folglich jener lächerlich scheinende Umstand sehr viel zu Eroberung der Königswürde beigetragen hatte, so vergaß Lothar, wie billig, seinen Zorn und verziehe — wenigstens finde ich nicht, daß er seine Drohungen in Erfüllung gebracht habe. Nach der Wahl schritte man eben so heimlich, und eben so eilig zur Krönung, wie einst unter Heinrich dem Heiligen.

Friedrich, sein Bruder Konrad, und der größte Theil von Deutschland wurden durch diese ränkevolle und unregelmäßige Wahl dergestalt aufgebracht, daß sich ein fürchterliches Ungewitter über den deutschen Horizont aufzuziehen anfieng, wobei der von seinen Anhängern als so tapfer gepriesene Lothar doch auch einmal Gelegenheit hätte haben können, seine Tapferkeit gegen

seines

seines Gleichen zu zeigen, ohne daß man hätte sagen dürfen, daß ein Theil dem andern an Heeresmacht überlegen sey. Allein dazu hatte er keinen Lust. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Friedrich zu seiner Entschädigung ein nicht zu verachtendes Lehen, oder baar Geld, hätte annehmen wollen, welches aber dieser dennoch mit Verachtung zurückwieß.

Lothar und seine Gönner unvermögend, das festgeknüpfte Band der Brüder Hohenstaufen, die Franken und Schwaben beherrschten, zu zerreißen, nahmen nun ihre Zuflucht zu dem leidigen Eigennutz. Lothars Tochter und einzige Erbinn aller Reichthümer und Länder ihres Vaters, war das Netz, welches man nach Heinrich, Herzog von Baiern auswarf. Sehr unrichtig nannten Einige diesen Mann den Großmüthigen, Andere aber weit passender, den Stolzen; der Waffenbruder und Schwager der Hohenstaufe war, zum Unglück um alle ihre Geheimniße wußte, und gegen Gertraut und ihre Schätze, der ärgste Feind seiner besten Freunde werden konnte.

(*) Dieser Umstand war eigentlich die Quelle alles unseligen Zwists zwischen den Hohenstaufen und deren Anhängern den Weiblingern oder Gibelinern, und den sächsisch-bairischen Herzogen und deren Anhängern den Welfen oder Guelfen — eines Zwists der Deutschland und Italien länger als dreihundert Jahre, höchst unglücklich machte.

Ob nun schon auf diese Weise, Lothar sich das Uebergewicht über seine sich selbst gemachten Feinde verschafft hatte, so getrauete er sich doch noch nicht gegen sie ordentlich zu Felde zu ziehen; die ihm ergebenen Erzbischöfe mußten sie zuvor erst noch in den Bann thun, und alles was Waffenfähig war, zuvor gegen sie, als vorgebildete Reichsfeinde aufgeboten werden. — Wieder einmal sein Vorbild Heinrich der Heilige, der sich auch nicht getrauete, seinem Feind in das Gesicht zu sehen, sondern ihn lieber vogelfrei erklären ließ, damit ihn Jedermann rücklings niederstoßen könne.

Lothar hatte es also auch diesesmal wieder einzig und allein seinem geinfulirten und beschürzten Geheimenrathe, seiner Uebermacht, und nebenbei auch der besondern Thätigkeit aber auch der wirklichen Tapferkeit, Schlauheit und dem Geiz seines Eidams zu danken, daß er endlich seinen Feinden obsiegte. Wenn anders ein Sieg genannt werden kann, wobei einerseits der sogenannte Besiegte voraus sehen konnte, daß er durch Unterwerfung mehr gewinnen würde, als durch die Fortsetzung des Kriegs, und wobei der Mächtigere als vermeynter Sieger, froh war, daß der mindermächtigere, und noch dazu für vogelfrei, und in dem geistlichen und Reichsbann zugleich erklärte Feind, nur endlich einmal die Hand zum Frieden biethen wollte.

Nichts beweißt Lothars Unwissenheit in Staatssachen, die Trägheit seines Geistes und seine Feigheit

so sehr; nichts kann kräftiger bezeichnen, wie wenig seine eigenen Fähigkeiten mit seinem Ehrgeize und seiner Würde im Verhältniß standen, als sein Benehmen gegen den päbstlichen Stuhl, sowohl gleich bei Anfang seiner Regierung, als überhaupt die ganze Zeit derselben hindurch. Schon die flüchtigste Kenntniß der Staatsgeschichte seiner Zeit, um so mehr also seine Geschichtskunde, von der man so viel Aufhebens machte, hätte ihn überzeugen müssen, daß ihm das große bleibende Verdienst aufbehalten sey, der Kaiserwürde großentheils ihren verlohrnen Glanz wieder zu verschaffen, wenigstens das Reich, dessen Vorgesetzter er nun war, der päbstlichen Tyranney zu entreißen. Der edle Heinrich der Vierte, war vergeblich dafür in den Tod gegangen, dessen Sohn Heinrich der Fünfte, hatte dafür lange vergeblich sein Leben auf das Spiel gesetzt — ungeachtet sich beiden die Unmöglichkeit in den Weg gestellt hatte.

Bei Lothars Regierungsantritt hatte die Unmöglichkeit der Möglichkeit bereits Platz gemacht. Das damalige päbstliche Schisma wäre eine sehr schöne Gelegenheit gewesen, um für die Unabhängigkeit des Reichs in weltlichen Sachen vor dem Stuhl Sankt Peters, einen entscheidenden Schritt zu thun — ich will der kaiserlichen Hoheit in Rom gar nicht erwähnen. Der Pabst und der Gegenpabst buhlten zugleich um des Kaisers Freundschaft, und jeder hätte sie unter gewissen Bedingungen gerne erkauft. Es war damals keinem um Er-

oberungen im Ernste zu thun, denn jeder war mit sich selbst zu sehr beschäftiget, und sann vor der Hand nur auf Mittel, den Anhang seines Gegners zu schwächen.

Daran dachte aber der unpolitische Lothar nicht einmal, vielmehr bahnte er auf eine unverantwortliche Weise, dem päbstlichen Despotismus mehr als jemals den Weg nach Deutschland — räumte er ihm sogar die Lehenherrschaft über den kaiserlichen Thron ein; wenn gleich nicht mit Worten, welches ich gerne zugebe, doch durch unverzeihliche Thathandlungen. Hier stand das gepriesene fromme, staatsgelehrte, und geschichtskundige deutsche Oberhaupt, ließ sich eben so, wie weiland Kaiser Arnulf, von seinen geistlichen Patronen Gesetze vorschreiben und bereden, seine Wahl dem beliebtesten unter den strittigen Vätern Innocenz II. in Unterthänigkeit zu berichten, und um dessen Segen und Bestätigung der Wahl zugleich zu bitten, die er allein um seiner Folgsamkeit willen erhalten haben würde, wenn auch anderwärtige Sorgen den Pabst nicht schon ohnehin dazu bestimmt hätten.

Man kann so eigentlich nicht wissen, war es eigene Reue Lothars über diesen so voreiligen Schritt, oder hatte ihn irgend ein deutscher Patriot aufmerksam gemacht auf die Beschaffenheit der Dinge in der damaligen politischen Welt, auf seine Regentenpflichten und auf Deutschlands Stimmung. Genug, er sieht jetzt ein, das die Investi-

tur=

turrechte ohne Schwertschlag, ohne Nachtheil seiner Person, bloß durch Standhaftigkeit dem deutschen Oberhaupt wieder zu Theil werden müßten, faßt also den muthigen Entschluß, sie zurück zu fordern, indem er dem Pabst sein Recht darauf, und daß ein Dienst des andern werth sey, begreiflich zu machen sucht.

Dieser nimmt in der Verlegenheit seine Zuflucht zu dem heiligen Riesen Bernhard, der vermittest seines Ueberredungstalents, Lothars Vernunft in Fesseln schlägt. Lothar stimmt ein reuiges Pater peccavi an, die Investiturrechte bleiben in statu quo, und der Kaiser macht noch überdieses Anstalt, einen Theil der deutschen Mannschaft zum Dienst dieses willfährigen Pabstes nach Italien zu führen, um sie daselbst entweder — umkommen zu lassen, oder Innocenz II. dadurch in den Stand zu setzen, dem Kaiser und dem deutschen Reiche in der Folge — noch mehr schaden zu können!!!

Lothar sichert endlich Innocenz den päbstlichen Stuhl, und anstatt nun auf einer Erkenntlichkeit des Pabsts im Ernste zu bestehen, oder demselben die kaiserliche Oberherrschaft wenigstens nur bemerkbar zu machen, läßt er sich vielmehr mit demselben auf einen Wortstreit über die Mathildischen Güter ein. Lothars Vorgänger hatte Muth genug gehabt, sie der päbstlichen Bannstrahlen ungeachtet, in weit unsichern Zeiten unter die Botmäßigkeit des deutschen Reichs zu ziehen. Lothar

thar hingegen ist in sichern Zeiten, unter den allergünstigsten Umständen feige genug, diese Güter für päbstliche Lehen wirklich zu erkennen, und sich selbst als päbstlicher Vasall Innocenz zu Füssen zu werfen. Er war schon froh, daß er nur den Genuß haben durfte, und daß ihn nach seinem Tod auch sein Eidam haben sollte. Gerne zahlte er also jährlich an die römische Kirche zwei hundert Mark Silber, zur Anerkennung der Lehensoberherrschaft.

Ich bin eigentlich nicht willens, mich hier auf den gelehrten Streit einzulassen: ob das berüchtigte Schandgemälde mit der bekannten Unterschrift: Rex venit ante fores &c. bloß von dieser Lehenempfängniß, oder in Absicht der Kaiserwürde selbst, zu verstehen sey? Genug, daß der Aktus wahr ist. Ich rede hier als Geschichtforscher, nicht als Fabelschmied, schreibe auch keine so betitulte in jure et facto, begünstigte Species-facti, zu Gunsten eines Interessenten, der am besten zahlt, sondern eine unpartheyische, auf Thatsachen gegründete Charakteristik, und da muß ich denn freilich offenherzig gestehen, daß ich selbst glaube, Lothar habe die dreifache Krone auch für den Lehenherrn der Kaiserkrone erkannt. Man erinnere sich, daß er ja zuvor schon dem Pabst seine Wahl bekannt gemacht, und um Bestättigung gebethen hatte — daß er eigentlich dem päbstlichen Bothschafter und dessen Anhängern die deutsche Königswürde als das Antecedens der Kaiser-

würde

würde verdankte — und daß er, welches hier gleichviel ist, entweder nichts ohne die Clerisey zu thun sich getrauete, oder nichts ohne sie thun wollte. Man erinnere sich doch nur, daß er eine sclavische Ehrfurcht vor Innocenz hatte, durch die er sich zu unverzeihlichen Schwachheiten, zur schimpflichsten freiwilligen Demüthigung, mehr als einmal, hinreißen ließ — daß Ueberlegung, Patriotismus und wahre rühmliche Ehrbegierde, an ihm gänzlich vermißt werden. Warum wollen wir also fortfahren über eine Behauptung zu streiten, die wenigstens den größten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat — die der heutigen Kaiserwürde im allermindesten nicht schadet, und die nur für das Mittelalter von üblen Folgen war?

Nicht genug — der Kaiser läßt sich bereden, zu Gunsten des Innocenz einen zweiten Zug nach Italien zu thun, erobert bei der Gelegenheit Calabrien und Apulien, verspritzt dabei viel deutsches Blut, läßt sich aber dennoch die Eroberungen von Innocenz abschwatzen, und ist froh, daß ihm dieser erlaubt, Theil an der Belehnung des neuen Herzogs zu nehmen.

Man sagt, daß Lothar dem räuberischen Unfug in Deutschland hier und da gesteuert habe. Ich verstehe dieses blos von dem Unfug der Geringern, denn die Größern, und darunter vorzüglich seine Anverwandte, ließ er willkührlich schalten und walten. Sein Eidam Heinrich, durfte nun mit den reichsunmittelbaren klei-

nern Vasallen in Baiern eben so verfahren, wie der Schwiegervater Lothar zuvor mit denen in Sachsen und Thüringen verfahren war. Lothar sagte kein Wort dazu; wenn gleich der kaiserlichen Macht selbst viel Abbruch dadurch geschahe. Belehnte ihn wohl noch mit Sachsen, und ließ ihn wie wir gehört haben, vom Pabst mit Tuscien (den Mathildischen Gütern) belehnen. Zeigte also, oder ließ an seiner Statt auffallend zeigen, daß es ihm vor seiner Thronbesteigung um etwas ganz anders als um deutsche Freiheit zu thun gewesen sey, die dadurch wirklich einen gewaltigen Stoß bekam.

Wenn ich auch zugeben wollte, daß man der Anverwandschaft etwas zu Guten halten müsse, so hätte er darum doch nicht so ohne Einschränkung sich passiv verhalten sollen, — nicht zum offenbaren Schaden des Reichs und aller nachfolgenden Kaiser, — nicht zum Nachtheil des Rechts und der Billigkeit, deren Handhabung ihm folglich nicht so sehr an dem Herzen gelegen haben kann, als man insgemein vorgiebt.

Dem Bischof von Würzburg, Heinrich oder Hezekin, den Andere Embricho oder Emmerich nennen, bestättigte er den Titul eines Herzogs von Franken, bloß um den rechtmäßigen Herzog von Franken, Konrad, zu kränken. Schon Kaiser Heinrich der Fünfte, hatte als ordentlicher Herzog von Franken, dieses Tituls wegen, mit den Bischöfen von Würzburg, manchen Streit gehabt, den diese wahrscheinlich bei Gelegenheit der unruhigen

ruhigen Regierung Heinrichs des Vierten, sich zum erstenmal angemaßt hatten. Wenn gleich dieser Titul dem Bischof von Würzburg damals so wenig eintrug als jezt, so giebt die Verleihung desselben doch keinen Beweiß von Lothars Großmuth und Gerechtigkeit.

Auf Tuscien hatten die Hohenstaufe unstreitig die nächsten Ansprüche, wenn man anders nicht von Konrads des Saliers guten Lehenverordnungen abweichen wollte. Und dennoch unterwarf er sich jener schimpflichen Bedingung, damit er seine Habsucht befriedigen, oder den Genuß davon auf sich selbst und seinen Eidam bringen konnte. Ich will noch billiger seyn, und sogar zugeben, daß ein und andere deutsche Reichsoberhäupter vor Lotharn, es nicht viel besser gemacht haben, als er. Aber wo bleibt dann sein gerühmter Patriotismus? Wie reimt sich diese Nachahmung mit seiner zweiten Losung zur Zeit Heinrichs des Vierten, und Heinrichs des Fünften, zusammen: Freiheit Deutschlands?

Doch, man merkt ja, daß er nach seiner Thronbesteigung nur die erste Losung: Freiheit der Kirche beibehalten — das Interesse der Clerisey dadurch ausschlüßig, sehr befördert — dafür aber auch von ihr stillschweigende Genehmigung, und kräftige wenn gleich heimliche Unterstützung bekommen habe, um jene zweite Losung willkührlich deuten zu können.

Daß

Daß er dem rebellischen Grafen von Burgund, den er gefangen bekam, verziehe, ihn sogar wieder in sein Land einsetzte, und dann erst absetzte, als er zum zweitenmal rebellirte — daß er den pohlnischen Herzog nöthigte den rückständigen Tribut zu bezahlen, wegen Pommern und Rügen die Lehen zu empfangen, und auf dem Reichstag zu Merseburg das Schwert vorzutragen. Daß er endlich sich den Tod seines treuen Vasallen des Wendischen Königs zu Herzen gehen ließ, und ihn auf eine für das deutsche Reich, und für ihn selbst vortheilhafte Weise rächete; würde ich gerne als die einzigen Beweise seiner Großmuth, seiner Gerechtigkeit, seines Patriotismus und seiner Tapferkeit gelten lassen; wenn er nur nicht dagegen bei den böhmischen Unruhen, sich für eine offenbar ungerechte Sache erklärt hätte, und dafür tüchtig aufs Haupt geschlagen worden wäre.

Die Juristen pflegen ihn unter ihre Patronen zu zählen, weil er ihren Vätern zu Bologna, verschiedene Freiheiten zugestanden hatte, und weil unter seiner Regierung bei Gelegenheit der Plünderung von Amalfi ein altes Exemplar der Pandecten gefunden worden war. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn er den berühmten Werner — sonst auch Warnerus, Irnerius genannt — nicht bloß durch Beifall und ertheilte Privilegien aufgemuntert, sondern ihn zugleich in wichtigen Sachen, zu Rath gezogen hätte, denn Lothar selbst verstand sich höchstens auf

Theo-

Theorien, nicht auf Praxis, sein Staatsrecht kommentirte Innocenz II. und Lothars Einfalt hielt sich ängstlich an diesen Commentar. Sein deutsches Privatrecht aber lag zwar in seinem wirklich guten Symbol: Audiatur et altera pars; allein er vergaß es dann und wann aus Vorliebe für seine Anverwandte und Günstlinge, und aus Furcht vor dem mächtigern Theil.

Lothar hatte also wie wir oben gehört haben, in Italien rein nichts anders gethan, als seine Deutschen zum Dienste Innocenzens auf die Schlachtbank geführt, und so nebenbei den Kaisertitul erhalten. Innocenz lachte in die Faust. Der Kaiser verlohr die Achtung der Deutschen. Die Deutschen murrten laut, droheten dem Pabst den Tod, weil er nicht nur Lotharn, sondern auch sie hintergangen hatte. Deswegen bath Innocenz Lotharn inständig, mit seinen Deutschen nach Hause zu gehen.

Auf dieser Heimreise starb der Kaiser im Jahr 1137. den 3 oder 6. December, nach der Meinung Einiger in einer schlechten Behausung zwischen dem Lech und Inn. Andere nennen Breten ein Schloß in der untern Pfalz, den Ort seines Todes. Sein Körper ward in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter in Sachsen, beigesetzt.

Nur die Geistlichkeit bedauerte ihn, sie grub seine Großthaten auf bleierne Tafeln, und gab sie ihm mit in

den Sarg, fast scheint es mir — um von ihren weltlichen Zeitgenossen, nicht Lügen gestraft zu werden; wenn gleich Otto von Freisingen einen ganz andern Grund angiebt. Darauf stand geschrieben: Lotharius Dei gratia Romanorum Imperator, Augustus, regnavit annos XII. menses III, dies XII. obiit autem III. nonas Decembris, Vir in Christo fidelissimus, verax, constans, pacificus, Miles imperterritus, rediens ab Apulia Saracenis (Normannis) occisis et ejectis.

Nun wird es mir erlaubt seyn, diese Sargschrift ein wenig zu beleuchten.

Vir in Christo fidelissimus — Dagegen ist nichts zu erinnern.

— Verax, dieß konnte die römische Hierarchie mit allem Rechte attestiren; — aber nicht Heinrich der Vierte; nicht Heinrich der Fünfte; nicht die Brüder von Hohenstaufen; nicht die weltlichen deutschen Reichsstände während seiner Regierung; nicht die unterjochten Großen in Sachsen und Thüringen; ja nicht einmal die bairischen Bischöfe. —

— Constans? Nichts weniger als dieses. Sonst hätte Deutschland seine Investiturrechte wieder zurückbekommen, und kein Schandgemälde im Lateran, auf sein Oberhaupt sehen dürfen; sonst hätte Innocenz nicht so oft wenigstens, ins Fäustchen lachen; nicht so viel deutsches Blut ohne allen Nutzen für Vaterland, bloß für

das Interesse eines haabsüchtigen Pabst fließen; und endlich die Verachtung der Söhne Deutschlands nicht Lotharn ins Grab begleiten können. —

Pacificus. War es Liebe zum Frieden, die ihn bewog sich den deutschen Königsthron zu erschleichen, und dadurch das Signal zu einem verderblichen Krieg in Deutschland zu geben? War es Liebe zum Frieden, daß er Friedrich von Hohenstaufen Geld um Frieden both, oder war es Mißtrauen in seine eigene Kräfte oder Eigenschaften? Konnte man den einen friedfertigen Mann nennen, der durch Unterdrückung der Grafen und andern weltlichen Großen in Thüringen und Sachsen, vor seiner Thronbesteigung, diesen seinen Ländern das auffallendste Beispiel von Ungerechtigkeit und Friedensbruch gab, und über alle dießfallsigen Klagen ruhig hinwegsah? ꝛc. ꝛc. Wahr ist es, er gestand dem Pabst alles zu, was er nur immer verlangte — aber nicht sowohl aus Liebe zum Frieden als aus herzlicher Einfalt und unbegreiflicher Seelenschwäche.

Miles imperterritus. Wenn er Secundanten zu hunderten an seiner Seite fechten sahe, oder gegen einen schwachen Feind zu Felde zog, dann wohl. Allein wenn er sahe, daß der Feind ihm die Spitze biethen konnte, so bekam er wie gedacht, eine Anwandlung von einer Friedfertigkeit — und suchte sich zu vergleichen.

Das vorzüglichste Prädicat eines Regenten: Pater Patriæ, hat der Verfasser der Sargschrift, darein we-

der gebracht noch bringen können. Indessen sah und hörete Lothar gerne, wenn man ihn mit Karl dem gepriesenen Großen verglich, der ob er gleich selbst nicht der Vollkommenste war, doch sehr weit über Lotharn stand.

Die eigentliche Grabschrift Lothars (*) ist wie diese Sargschrift voll Schmeicheley und offenbarer Unwahrheit, und heißt also:

Lotharius sceptro ceu Carolus alter adepto
Aequo judicio praefuis imperio
Diruit errorem regni firmavit honorem
Inclytus Italiæ victor et Apuliæ.
Exuitur membris, heu *trina luce* Decembris
Ecclesiæ gemitus (**), illius est obitus.

Lothar, streitet mit seinem Vorfahren Heinrich dem Heiligen, um den ersten Platz im Himmel, und um den letzten auf Erden.

Konrad

(*) Findet sich im Journal von und für Deutschland 1786. IX. Stück. S. 212.

(**) Das ist das Einzige was wahr gewesen seyn mag. Aber sein Tod war nicht der gemitus Imperii romano-germanici laicalis.

Konrad III.

1138. — 1152.

Er war der zweite Sohn Friedrichs von Hohenstaufen und der Agnes einer Tochter des unglücklichen Heinrichs des Vierten. Sein älterer Bruder Friedrich, der Einäugige zugenannt, hatte das väterliche Herzogthum Schwaben erhalten. Die nahe Anverwandschaft in welcher die Hohenstaufe mit den Kaisern aus dem fränkischen Hause standen, war aber die Ursache daß Konrad von diesen mit dem Herzogthum Franken belehnt ward, so daß er nun an Macht und Ansehen seinem Bruder nichts nachgab. Gebohren ward er im Jahr 1094; Er war also vier und vierzig Jahre alt, als er endlich nach Lothars Tod, ungeachtet der Ränke seines Schwagers, des stolzen Heinrichs von Baiern und Sachsen, im Jahr 1138. wirklich auf den deutschen Thron gelangte. Schon zu Anfang der Regierung Lothars war er römischer König gewesen, wie aus der vorigen Charakteristick erinnerlich seyn wird, er hatte aber zu Gunsten Lothars nachher Titel und Würde fahren lassen. In Ansehung seiner Geburt und seines Vaterlands, nennt man ihn den ersten schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser; wenn er auch gleich nicht selbst regierender Herzog von Schwa-

ben war. In Rücksicht der Provinz Franken aber, die er als Herzog beherrscht hatte, und auch als deutsches Reichsoberhaupt noch beibehielt, könnte man ihn allenfalls auch die Reihe der fränkischen Kaiser schließen lassen.

Jetzt hatte er nebst seinem Bruder Friedrich, freilich die erheblichsten Ansprüche auf den deutschen Thron zu machen. Ich zweifle aber, ob er durchgedrungen haben würde, wenn ihn damals nicht noch der Geist seines großen Bruders beherrscht, und die in der deutschen Reichsgeschichte des Mittelalters so sehr hervorschimmernde hohenstaufische Familienharmonie kräftigst unterstützt hätte. Denn Konrad selbst war viel zu leichtglaubig und offenherzig, als daß er es mit der Verstellungskunst und Arglist seines Feindes und Nebenbuhlers hätte aufnehmen dürfen. Daß er tapferer war als Lothar, ist kein Zweifel. Die Geschichtschreiber nennen ihn einen Mann voller Muth und Feuer, allein eben dieser Muth, eben dieses Feuer machte, daß er nicht selten die einem großen General so nöthige Vorsicht darüber vergaß. Staatsklug war er überhaupt so wenig als sein Vorgänger.

Friedrichs des Einäugigen Politik brachte eigentlich den Bruder Konrad auf den deutschen Thron. Er war so gut ein Enkel Heinrichs des Vierten, und Neffe Heinrichs des Fünften als Konrad; war noch dazu älter als dieser, und bei den weltlichen Großen, so wie bei dem Kriegs- und andern deutschem Volk beliebter, weil

er

er wirklich der größte General und Staatsmann seiner Zeit war. Allein er war nicht Herzog zu Franken und der Geistlichkeit nicht halb so angenehm wie sein Bruder. Die Franken und Sachsen glaubten bekanntlich bis dahin, allein ein Recht zu haben, den deutschen Königsthron mit ihren Herzogen zu besetzen — weil von Konrad dem Ersten an, bis zu Konrad dem Dritten, also schon über zwei Jahrhunderte, immer nur Franken und Sachsen darauf gesessen hatten. Wäre nun Friedrich, als Herzog von Schwaben, dazwischen gekommen, so hätte er natürlich auch wider seinen leiblichen Bruder, und vielleicht gar wider das Interesse des Hohenstaufischen Hauses streiten und wagen müssen, daß zuletzt Heinrich, dessen Macht sich von dem toskanischen Meer bis an die Ostsee erstreckte, die Absicht beider Brüder zugleich auf immer vereitelt hätte. Der staatskluge Friedrich stand also weislich und freiwillig von seinen eigenen Ansprüchen ab, indem er sich herzlich freuete, daß die Clerisey seinem Bruder günstiger, als ihm und Heinrich dem Stolzen war.

Die Art wie Konrad gewählt und gekrönt ward, hat auffallende Aehnlichkeit mit jener Art, mit welcher man Lotharn gewählet und gekrönet hatte. Wenn man seinen Charakter darnach beurtheilen oder glauben dürfte, daß er wirklich selbst die Veranlassung zu dieser Einrichtung oder Nachahmung gewesen sey, so könnte man mich leicht eines Widerspruchs beschuldigen,

 oder

oder behaupten, daß Konrad der leichtglaubige offenherzige Mann nicht gewesen seyn könne, für den ich ihn ausgäbe, weil doch Hinterlist und Unregelmäßigkeit daraus hervorleuchteten.

Allein man lasse sich hier den Charakter Heinrichs nicht entgehen, mit dem es Konrad eigentlich zu thun hatte. Man vergesse nicht, daß derselbe ein Mann war, der sich nicht leicht durch Gesetze und Ordnung von der Befriedigung seiner Haabsucht und seines Stolzes abhalten ließ; daß er eben dadurch die Hohenstaufe ehemals beleidiget hatte, und auch jetzt noch zu beleidigen gedachte; und daß folglich Konrad nicht redlich, sondern einfältig — und gegen die Rechte und Ehre seiner selbst und seines Hauses, völlig gleichgültig hätte seyn müssen, wenn er hier durch unzeitige und unnöthige Bedenklichkeiten, den Plan seines Bruders und des Erzbischofs von Trier hätte vereiteln wollen. Wenn er gleich selbst zu wichtigen Speculationen nicht aufgelegt war, so setzte er doch lange zum Glück für ihn, in die politischen Speculationen seines Bruders, sein unbegränztes Vertrauen. Und endlich mußte wohl Konrad das Beispiel Lothars bei einem ganz ähnlichen Fall, noch in frischem Andenken gewesen seyn — er mußte eingesehen haben, daß es für ihn absolute Nothwendigkeit sey, sich nach demselben zu bequemen.

Das Herumtragen auf der Schulter ausgenommen, welches man zur Ehre Konrads bei seiner Wahl allerdings

dings vermißt, ward mithin solche so ziemlich auf Lotharische Art eingerichtet. Zum Beweiß: Konrad hatte ehemals die Reichskleinodien in Händen gehabt, man wußte ihm solche abzuschwatzen, um Lotharn krönen zu können; jetzt hatte sie Heinrich in Händen, und man wußte sie ihm abzuschwatzen, um Konrad krönen zu können. Lothars Wahl hatte man zum Nachtheil der Brüder Hohenstaufen so heimlich als möglich vorgenommen. Zur Wahl Konrads hielte man nun auch nicht für nöthig, den angesetzten Termin und die Gegenwart Heinrichs zu erwarten. So war also gleiche Eilfertigkeit bei dieser wie bei jener. Zu warten bis der Erzbischof von Kölln das Pallium von Rom erhalten haben, oder bis das erledigte Erzbißthum Mainz wieder besetzt seyn würde, schien durchaus nicht rathsam, daher ein Cardinal sich ins Mittel schlug, Konrad selbst krönte, ihn dadurch der Ahndung der Oberpriesterschaft in Deutschland entzog, und durch diese seine Dazwischenkunft so viel bewirkte, daß die wenigen Anhänger Heinrichs vom Volke, durch das Vorurtheil: ein von einem unmittelbaren Diener des heiligen Vaters gekröntes Oberhaupt seye mehr werth, als ein anderes, sich gleichfalls auf Konrads Seite zu neigen anfiengen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß man an Konrad die Art und Weise tadelt, mit der er nach seiner Krönung, Heinrich der Stolzen behandelte, und daß man ihn in Rücksicht deßelben, der Ungerechtigkeit und Un-

verſöhnlichkeit beſchuldiget. Bedenkt man aber, daß Heinrich durch ſeinen unmäßigen Stolz gegen die übrigen Reichsſtände, und durch ſeinen Troz gegen das Reichsoberhaupt ſelbſt — von der Vergangenheit ſpreche ich hier nicht — ſein Schickſal ſich großentheils ſelbſt bereitet habe. — Zieht man in Betrachtung, daß Heinrich das Recht wirklich nicht durchgehends auf ſeiner Seite gehabt habe, ſo wird man billiger von Konrad denken, und einſehen, daß er mehr darauf habe ausgehen müſſen, das Welfiſche Haus dem deutſchen Reiche, und natürlich auch ſeinem Oberhaupt ſelbſt, unſchädlich zu machen, als daz er ſolches aus Leidenſchaft, wie man insgemein dafür hält, habe unterdrücken wollen.

Lächerlich iſt es, daß der ſonſt kluge Heinrich die Reichskleinodien nur Bedingungsweiſe ausliefern wollte, gleichſam als hätte er ein Recht darauf gehabt. Lächerlich iſt es, daß er, der ſich ehedem ſelbſt über alle Verhältniſſe der Anverwandſchaft und Freundſchaft hinweggeſezt, — der die Hohenſtaufe ehemals ſchon auf ſo manchfaltige Weiſe beleidiget hatte, und der ſie auch jezt wieder um den deutſchen Königsthron gebracht hätte, wenn es mehr in ſeinem Vermögen geſtanden wäre — daß, ſage ich, derſelbe ſo ſichere Rechnung auf Konrads Diſcretion machte. Am lächerlichſten aber iſt es, daß er dabei eigentlich auf die Beiſtimmung ſeiner Mitſtände rechnete, denen er zuvor mehr als einmal Geſeze vorgeſchrieben hatte,

te, und daß er, der mächtiger als das Reichsoberhaupt selbst war, wirklich im Ernste und mit bewaffneter Hand, auf der Garantie seiner ganzen Macht und ihrer Schädlichkeit, und sogar auch auf der Garantie seiner Usurpationen bestand. Eine Einschränkung dieses fürchterlichen Colossus war durchaus nöthig. Doch ich muß hier mehr ins Detail gehen.

Konrad war jetzt König der Deutschen, Heinrich sein Vasall. Was konnte sich der Lehenherr von dem Vasallen gleich anfangs versprechen, der von der ersten Ladung gar keine Notiz nahm; auf die zweite nicht persönlich erschien, und auf die dritte mit dem Degen in der Faust? Heinrichs jetziges Betragen war also so wenig darnach eingerichtet, sich Konrad geneigt zu machen, als sein ehemaliges. Die Verbindung in welche er mit Lotharn gekommen war, und seine immer zunehmende Macht hatten ihn eben so neidisch auf Konrad gemacht, als er zuvor stolz gegen ihn gewesen war. Ihm war nichts unerträglicher, als der Gedanke, daß der gehaßte Hohenstauf nun doch noch angesehener als er geworden — und daß er sich von solchem nun gar Gesetze vorschreiben lassen solle. Zu verlangen daß dagegen Konrad die Macht und das Ansehen eines deutschen Reichsoberhaupts — besonders mit diesem Heinrich hätte theilen sollen — denn dieß wäre bei Heinrichs fortdaurender Macht fast unvermeidlich gewesen — heißt fast unmögliche Dinge verlangen. Man begreift leicht, daß ich

hier immer nochnicht nöthig gehabt habe, meine Leser darauf recht aufmerksam zu machen, daß nicht das Welfische — sondern das Hohenstaufische Haus der ursprünglich beleidigte Theil, und nicht das Hohenstaufische, sondern das Welfische der ursprüngliche Beleidiger gewesen sey. Ich habe immer noch nicht nöthig zu erinnern, daß auch Konrad ein Mensch war, und nur als Mensch fühlen und handeln konnte. Ich brauche dieses nicht, so lange die Rede von Staatsklugheit — ja wohl gar von absoluter Nothwendigkeit ist.

Oben habe ich gesagt, daß auch das Recht nicht durchgehends auf Heinrichs Seite war. Hier muß ich es beweisen. Aus der vorigen Charakteristik weiß man, auf welche niedrige und zugleich unbillige Weise, Lothar und sein Eidam Heinrich dem Hohenstaufischen Hause Tuscien entrissen haben. So lange Lothar lebte, mußte Konrad freilich schweigen und dulden; Nun aber dieser gestorben war, verlangte er Tuscien zurück. Auf wessen Seite war nun hier die Billigkeit — auf der Seite Konrads oder Heinrichs?

Ferner: Heinrich besaß auch in Deutschland, zwey Herzogthümer zugleich: Das war offenbar gegen die Reichsverfassung. Er schützte den Willen seines Schwiegervaters weiland Kaiser Lothars vor, und vergaß darüber der alten gemeinnützigen Lehenverordnungen Konrads des Saliers. Sowohl nach den Grundsätzen der Politik als nach den Grundsätzen des deutschen Reichslehensy-

stems

stems, konnte also unser Konrad und die übrigen Reichsstände verlangen, daß Heinrich sich mit Baiern begnügen, und Sachsen an Albert den Bär abtreten solle, der wenigstens eben soviel Recht darauf habe, als er.

Man sieht hieraus deutlich, daß Konrad nichts weniger als willkührlich verfahren wollte, sonst hätte er die Schenkung Lothars sehr leicht als unkräftig — Sachsen für heimfällig erklären, und damit jeden andern reichslehenfähigen Großen auch belehnen können; denn mit Lothar war auch sein männlicher Stamm erloschen — und Lothar, wenn er auch Kaiser war, war nicht im Stande gewesen für seinen Tochtermann zum Nachtheil der Reichsverfassung, eine gültige Ausnahm von den Lehengesetzen — oder eigenmächtig, Mannlehen zu Weiberlehen zu machen; so wenig als es einst Heinrich der Dritte zum Besten seiner Gemahlinn mit Baiern gültiger Weise zu thun vermögend gewesen war. So verband also hier Konrad mit der Politik seines Bruders der ihn leitete auch die Gesetzlichkeit und die Billigkeit; denn er nahm Rücksicht auf Albert.

Wenn Heinrich von Konrad damals zugemuthet worden wäre, er solle Baiern fahren lassen — man verstehe mich recht: ich sage Baiern — dann hätte er sich über Ungerechtigkeit beschweren können, denn dieses gehörte ihm nach den Lehengesetzen allerdings. Allein an Baiern hatte man an Konrads Hoflager anfangs gar nicht gedacht, und daß zuletzt Heinrich solches wirklich

verlohr,

verlohr, hatte er niemand anders als seiner so oft und vielmal zu Schulden gebrachten Felonie zuzuschreiben.

So lange Konrad sich der Leitung seines Bruders allein überließ, gieng alles gut. Durch seinen Beistand both er ehemals Lotharn die Spitze — machte er die feindseligen Unternehmungen eines abtrünnigen Waffenbruders fruchtlos, — erhielt er endlich jenen ehrenvollen Frieden, wobei man ungewiß blieb, wer Sieger oder Besiegter war: Lothar oder die Brüder Hohenstaufen. Seinem Bruder Friedrich hatte er es größtentheils zu danken, daß er in der Folge wirklicher König der Deutschen ward, und daß er es nicht bei dem leeren Titul eines Königs von Italien bewandt seyn lassen durfte. Und Friedrich war es eigentlich auch, der den Feind seines Hauses demüthigte, — der jene entscheidende Schlacht bei Weinsberg gewann — und der Konrad in den Stand setzte, dem Schwager Vladislaus sein Böhmen wieder geben zu können.

Jetzt komme ich aber auf diejenige Epoche, wo Friedrich aufgehört hat, in seinem Bruder zu regieren, und von welcher angefangen, sich eigentlich Konrad erst charakterisiren läßt. Ich muß daher diesen Zeitpunkt ausdrücklich bemerken, der sich mit dem Jahr 1145. ungefehr, anfängt.

Von dieser Zeit an, erblickt man Konrad in seiner Blöße, sieht ihn Thorheiten auf Thorheiten häufen,

nimmt

nimmt wahr, daß seine Tapferkeit ohne den Verstand zu Felde zieht, daß er mehr schwärmt und bethet, als regiert, viele fromme Stiftungen veranlaßt und begünstiget, und die ohnehin schon sehr mächtige römische Hierarchie noch übermüthiger und stolzer macht. Er schläft jetzt zur Unzeit, und wacht zur Unzeit. Denn Friedrich verschloß sich in die Burg seiner Väter, und überhub fortan seinen Bruder nicht mehr den Unbequemlichkeiten der Regierung. Bald werden wir daher Konrads bisher bewunderte Staatsklugheit mit Friedrich zu Grabe gehen sehen.

Der Abt Bernhard von Clairvaux, welcher bekanntlich schon einmal die Vernunft Lothars, zum Besten des Pabst, in Fesseln geschlagen hatte, that nun aus der nämlichen Absicht, auch das Nämliche bei Konrad, welchen er zu einem Kreuzzug — den zweiten in der Ordnung beredete. Bernhard und sein würdiger Freund und Gehülfe Adam (*) der erste Abt von Ebrach, ergriffen nun das Ruder, welches sonst Friedrich regiert hatte, und steuerten so tüchtig darauf los, daß das Schiff welches wir Konrads Politik nennen wollen, statt nach Rom zu segeln, um dort — der päbstlichen Despotie

(*) Adam Beatum nennt ihn die Brevis notitia ebracensis, welche im Jahre 1738. in 4to gedruckt ward. Die Originalausgabe ist selten, der schönere Nachdruck zu Rom aber, leicht zu haben.

spotte über Deutschland den Rest zu geben, vielmehr nach Palästina verschlagen ward, und daselbst neues Verderben über Deutschland und seine künftigen Beherrscher lud, — den schmählichsten Tod über viele Tausende von Deutschlands Söhnen — die bitterste Armuth über die Hinterlassenen derselben — die Vermehrung und den Reichthum der Klöster — den Verfall der Macht und des Ansehens der deutschen Reichsoberhäupter — und den Zuwachs der Macht und des Ansehens der Päbste. Bei Gelegenheit dieses fruchtlosen und elendsvollen Kreuzzuges hatte Konrad auch sonst noch, fast täglich seine Unklugheit zu erkennen gegeben, und wie es scheint, nicht einmal einsehen gelernt, warum er eigentlich bei diesem Trauerspiel die Hauptrolle habe übernehmen müssen.

Noch zuvor war er nach Pohlen gegangen, um seinem Schwager Vladislaus II. gegen dessen Brüder beizustehen, die ihn aber sammt seinem Schwager zuletzt gar aus dem Lande jagten. Es war eben so unklug, als unbillig, daß Konrad sich in diese Familienhändel mengte; Unklug — weil er das bisherige Ansehen eines deutschen Reichsoberhaupts in Pohlen, darüber auf das Spiel setzte; Unbillig — weil Vladislaus nichts anders gesucht hatte, als die väterliche Disposition zu vereiteln, und seine Brüder von der Erbschaft auszuschließen.

Kurz vor dem Kreuzzug, hatte auch Heinrich der Löwe, seine Ansprüche auf Baiern erneuert — und was

das

das Merkwürdigste dabei war, gerade in dem Jahr, in welchem Konrads Bruder gestorben war. Wieder ein Beweis, daß man Konrad nicht sonderlich mehr fürchtete, sobald der Geist seines Bruders von ihm gewichen war, und ihn Adam von Ebrach gängelte. Daß Heinrich damals nicht zum Besitz von Baiern kam, ist weder der Politik noch der Tapferkeit zuzuschreiben, sondern den guten Worten, die er damals gab, sich bis nach seiner Zurückkunft von Palästina zu gedulten — der Clerisey die sich für Konrad jetzt mehr als jemals verwendete, — dem Behagen das die Baiern an der Regierung Leopolds von Oesterreich gefunden hatten — und endlich auch der Hochachtung die Heinrich der Löw gegen seine Mutter, die nunmehrige Gemahlinn dieses Leopolds, hatte.

Unter den frommen Stiftungen Konrads steht allerdings die Abtey Ebrach oben an. Es ist kein Wunder, daß dieselbe in unsern Tagen die Aufmerksamkeit des Bißthums Würzburg immer mehr und mehr auf sich zieht, da Adam der Seelige, sowohl zuvor schon, ehe Konrad auf dem deutschen Thron saß, als auch nachher, zum Besten seines Klosters die Leichtglaubigkeit und Gutherzigkeit desselben, seiner Gemahlinn Gertraud und seines Sohnes Friedrich (*) so

(*) Gertraud und ihr Sohn Friedrich von Rothenburg, liegen in der Kirche zu Ebrach begraben. S. Bre-

so sehr zu benutzen verstand, und der Reichthum des Klosters durch die vermachten Schätze, Zehenden, Stadt- und Landgüter der in Palästina erschlagenen rechtglaubigen Menschen plötzlich so sehr angewachsen war, daß man schon wenige Jahre nach der Stiftung ganze Ortschaften (*), unter seiner Bothmäßigkeit sah, und durch fort-

---

vis notit. ebrac. S. 15. Auf Gertrauds Epitaphium steht: Hic jacet Regina Gertrudis, uxor quondam Conradi Regis Romanorum hujus Cœnobii fundatoris, translata in hanc tunbam a venerabili Abbate Nicolao Anno MCCLXIX. quinto Cal. Maji. Sie starb den 14. April 1188. Friedrichs Grabschrift heißt; XIII. Kal. Septemb. (addatus 1167.) Romæ obiit hic Dux Suevorum Friedrich, fotor Monachorum, et Romanorum Regis Natus, jacet, horum Auctor fundorum, Deus huic da Regna bonorum.

(*) Ich führe hier zum Beweis Schwabach an, welches sehr bald sammt seiner Gegend ganz unter den Gehorsam der Abtey Ebrach kam. Die Gr- en von Nassau und die Reichsvögte auf Kammerstein, hatten höchst wahrscheinlich, sehr gegründete Ursache, sich der Habsucht der Aebte entgegen zu setzen, richteten aber durch ihre Waffen bei den damaligen Kaisern weniger aus, als die Mönche durch ihr Gebeth und ihr Geld. Das Kloster blieb im Besitz, bis solches endlich diesen Zankapfel (Schwabach) mit Ausnahm der vorzüglichsten oder einträglichsten Rechte an Kaiser Rudolph von Habsburg im

fortgedauerte neuere Vermächtnisse und Käufe, nun als ein kleines Fürstenthum, wenn gleich nicht dem Namen nach, betrachten darf.

Adam nahm auch Rücksicht auf die übrigen Klöster seines Ordens, der sich gerade nur das Herzogthum Konrads (Franken) zu seiner Niederlage ausersehen hatte, und wirkte also den übrigen Cistercienserklöstern, ähnliche Freiheiten und Privilegien wie seinem Ebrach, aus.

Daß Konrad übrigens ein gutes menschenfreundliches Herz gehabt, es mit seinem deutschen Vaterland überhaupt, und mit seinem Frankenland insbesondere, gut gemeint habe, bezeugen die Liebe und Anhänglichkeit, welche auch seine weltlichen Zeitgenossen, und die Franken gegen ihn bewiesen: und unter andern auch die Jahrbücher der Stadt Nürnberg. Seine Redlichkeit läßt sich weit weniger bezweifeln als seine Klugheit, da er in hundert Fällen, trotz der gegenseitigen Erfahrung die er an so manchen seines Gleichen hatte machen müssen, doch seines Orts seinem Wahlspruch: Non esse revocandum verbum Regis treu blieb.

im Jahr 1281. verkaufte. Sinold, genannt von Schütz und von Wölkern in selectis norimb. liefern mehrere hieher gehörige Urkunden in extenso.

Er war nirgends lieber als in seinem Frankenlande, wo er sich Nürnberg zu seinem beständigen Hoflager ausersehen hatte, deswegen außerordentlich viele Kosten darauf verwandte, diese Stadt um zwei Drittheile vermehrte, und sie dergestalt bevölkern und befestigen ließ, daß sie in damaligen Zeiten schon, mit andern weit ältern Städten Deutschlands zu wetteifern anfieng. Nürnberg betrachtet ihn also mit Recht als den Gründer seines bürgerlichen Wohlstandes, und seiner städtischen Vorzüge (*). Auch bei dieser Gelegenheit, hatte er seine übertriebene Devotion gegen seine Günstlinge, die Mönche zu erkennen gegeben. Denn seinem Abt zu Ebrach bauete er einen eigenen Hof zu Nürnberg — um sich bei den damaligen kriegerischen Zeiten hinter die festen Mauern dieser Stadt flüchten zu können (**), und

(*) Man darf aber deswegen nicht glauben, als ob Nürnberg dadurch schon zu dem Umfang gekommen sey, in welchem man ihn heut zu Tag erblickt. Lange nach Konrads Zeiten (erst unter Karl dem Vierten ungefähr) ward die Stadt noch einmal so groß gebaut, als sie unter Konrad war. Noch jetzt sieht man die deutlichsten Spuren von den ehemaligen Konradinischen Gränzen die sich zu den heutigen gerade so verhalten, wie Eins zu Zwei.

Anmerk. für einige meiner Landsleute und Mitbürger.

(**) Ich pflichte also von Wölkern in selectis norimbergensibus bei, der S. 408. den Ursprung der Ebrachischen

und einen andern Hof bauete er ihm in Bamberg, wo Konrad sich auch bisweilen aufhielt.

Sein Beichtvater Charus, wollte bei Gelegenheit dieser günstigen Kloster-Epoche und bei der Erweiterung der Stadt Nürnberg, auch nicht leer ausgehen, und beredete seinen Herrn, daß er für die Schottenmönche, die beinahe zu gleicher Zeit mit den Cisterciensern nach Deutschland gekommen waren, und mit diesen die Gutherzigkeit Konrads, um die Wette in Kontribution setzten, ein Kloster darinnen errichtete, es zu einer Abtey, ihn aber zum Abt über solches erhub, und dieser Abtey mehr Macht und Ansehen verwilligte, als für die städtische Obrigkeit in der Folge gut war.

Ich habe eine Urkunde vor mir liegen, kraft welcher Konrad für die Leibesnahrung und Nothdurft der Cistercienser zu Hailsbronn (drei Meilen von Nürnberg) und ihres Viehes sorgte, und allen denen, die sich dagegen setzen würden, mit dem zeitlichen und ewigen Fluch, dem höllischen Feuer und der Ausschließung von dem Reiche Gottes drohete (*). Diese Urkunde ist

 vom

chischen Pflege in der Gegend von Schwabach, die aber ihren Sitz zu Nürnberg hat, in die Zeiten Konrads des Dritten setzt.

(*) Si quis autem hanc donationem a nobis factam infringere vel aliqua versutia cassare tentaverit,

vom Jahr 1147. also gerade von dem Jahr, in welchem Friedrich der Einäugige starb, dafür aber Adam sich in der Gunst Konrads fest zu setzen, und mit seinen Helfershelfern kaiserliche Urkunden zum Besten seiner Brüder fabriciren zu lassen anfieng. Wenn man auch das nicht wüßte, so müßte man es schon aus der Seltenheit der eben angeführten Clausul errathen. Der große Diplomatiker Mabillon gesteht selbst daß dergleichen Fluchformeln in kaiserl. Urkunden höchst selten sind, ungeachtet viele Jahrhunderte hindurch die Concipienten derselben geistlichen Standes waren — und ich, weiß außer der gegenwärtigen, wirklich nur noch eine einzige von dem frommen Otto dem Ersten, die einen ähnlichen geistlichen Appendix hat (*).

Daß er die Abtey St. Maximin bei Trier, dem Erzstift Trier einverleibte, gehört völlig unter seine unfreiwilligen Handlungen. Er mußte dem Erzbischof, dem er nächst seinem Bruder, den deutschen Thron verdankte

verit, sciat se apostolicæ auctoritatis et omnium spiritualium virorum Anathemate obligari, et a Dei regno separatum ignibus Gehennalibus in perpetuum damnari.

(*) In dem Stiftungsbrief der Kirche zu Meißen vom Jahr 948.

te, dieses Opfer bringen. Diese Vereinigung fällt sogar in die Zeiten, in welchen das deutsche Staatsruder noch in den Händen Friedrichs des Einäugigen war. Man kann auch nicht so schlechterdings behaupten, daß solche auf die Rechnung der Impolitik Konrads gehöre, da wirklich ein Abt von St. Maximin so viele und so außerordentliche Vorrechte vor seines Gleichen hatte, daß es in dieser Hinsicht, eben nicht wider die Staatsklugheit eines Reichsoberhaupts zu laufen schien, aus zweien Uebeln eines gemacht zu haben. Das Erzbißthum Trier ward dadurch nicht angesehener und furchtbarer als es zuvor schon gewesen war, sondern bloß etwas reicher.

Konrad beförderte den Reichthum der Klöster auch dadurch, daß er stille schwieg, ja wohl gar den Klöstern Recht zusprach, wenn sie die unbeweglichen Güter ihrer verstorbenen Prälaten an sich zogen. Diese Anmaßung war gegen die bisherige Gewohnheit und Rechte der weltlichen Reichsstände, in deren Provinzen diese Klöster lagen, und daher entstanden auch mancherlei Befehdungen zwischen den weltlichen Großen, und ihren Vasallen einestheils — und den Klöstern und ihren Schirmvögten anderntheils.

Der Benedictiner Gratian hatte um diese Zeit, sein Decret zusammen getragen — seine Concordiam discordantium canonum, dieses treffliche Werkzeug zur Ver-

mehrung der römischen Hierarchie, woran Pabst Eugen so viel Geschmack fand, daß er es ohne Anstand genehmigte, und auf Universitäten zu lehren befahl, um ja den günstigen Zeitpunkt für das politische Interesse der Clerisey recht zu benutzen, welcher sich unter der zweiten Hälfte der Regierung Konrads darboth, und um das der römischen Curie nicht wenig verhaßte wieder erstandene römische Recht wo möglich zu unterdrücken.

Ich möchte nach Otto von Freisingen nicht behaupten, daß er seine Hoheit gegen die griechischen Kaiser — mit welcher ohnehin seine Hoheit zum Besten des deutschen Reichs gar nichts zu schaffen gehabt haben sollte so wohl ausgeübt habe. Gegen Emmanuel Comnenus stach er gewiß sehr ab. Jener war mißtrauisch, dieser leichtglaubig, jener sehr klug, dieser sehr unklug, jener sehr zweideutig, dieser sehr redlich. Wahr ists, Konrad vermochte diesen seinen Schwager, daß er ihm kein offenbares Hinderniß in den Weg legte. Allein war das falsche Geld, welches Emmanuel prägen, und an die deutschen Ankömmlinge gegen gutes Geld umsetzen ließ, kein Hinderniß? — War der Gips unter dem Mehl womit Emmanuel Konrads Kreuzgefährten zu tod speißen ließ, kein Hinderniß? — Waren die unaufhörlichen Neckereyen womit die Griechen die Deutschen auf dem Marsche aufhielten — und die falschen Wege, welche man sie geflissentlich führte, keine Hindernisse? Zwar glaubte dieß der unpolitische und leichtglaubige

Konrad

Konrad nicht. — Zwar glaubte dieß Bischof Otto von Freisingen nicht, der zu Konrads Zeiten gerne schrieb, was das deutsche Reichsoberhaupt gerne glaubte und las; Allein der politische Emmanuel glaubte es, wenn er es gleich nicht sagte; Griechische Schriftsteller selbst glaubten und schrieben es der Deutschen zu spotten, — und die unpartheyische Nachwelt findet und glaubt es aus der Zusammenhaltung der Dinge die sich damals ereigneten.

Endlich, nachdem es viel zu spät, oder der günstige Zeitpunkt vorüber war, nahm er sich endlich vor, nach Italien zu gehen um — das Versäumte nachzuholen? — Nein! sondern um sich zum Kaiser krönen zu lassen, und — um dem Pabst gegen die Römer beizustehen, statt daß er den Römern gegen den Pabst hätte beistehen sollen. Er starb aber zu Bamberg, wo er sich eben damals aufhielt, in seinem acht und funfzigsten Jahr.

Vergleiche man einmal mit meiner freimüthigen, und auf Thatsachen gegründeten Charakteristik Konrads, diejenige, welche sein Diaconus Gottfried von Viterbo, von ihm gemacht hat:

— — — Conradus honestus,
Hostibus infestus, sapiens, ad cuncta modestus,
Quem satis Imperium laudat et omne solum,
Consilio Seneca, specie Paris, Hector in armis.

und man wird bald finden, daß Gottfrieds Worte kaum zur Hälfte wahr seyn können, auch daß es zu allen Zeiten Schmeichler an den Höfen der Großen gab. Er regierte vierzehn Jahre, und liegt begraben zu Bamberg, in der Gruft Heinrichs des Heiligen, und der Kunigunda; vermuthlich weil er beinahe eben so fromm war, wie Heinrich.

Konrad der Dritte, als deutsches Reichsoberhaupt betrachtet, kaum mittelmäßig.

Friedrich I.

1152. — 1190.

Ehe ich diese Charakteristik anfange, finde ich für nöthig, folgende Erinnerungen vorauszuschicken. Unter allen deutschen Reichsoberhäuptern, die uns bisher vorgekommen sind, hat keines so viel heimliche Feinde unter seinen Zeitgenossen gehabt, als Friedrich der Erste — hauptsächlich in Italien. Er hatte aber auch seine Verehrer — meistentheils in Deutschland. Seine Regierungsgeschichte ist vielfältig auch aus den Nachrichten solcher Schriftsteller erklärt worden, die am päbstlichen Hofe lebten, und zum Theil viele Jahrhunderte nach Friedrichs Tode schrieben. Die Nachrichten dieser Schriftsteller widersprechen sehr oft den Nachrichten Friedrichs deutscher Zeitgenossen. Will man nun Friedrichen richtig charakterisiren, ohne weder der einen noch der andern Parthey zu nahe zu treten, so muß man bei ihm mehr als bei irgend einem seiner Vorgänger, auf das Resultat seiner Regierung, auf den Gang seiner Unternehmungen, und auf das Verhältniß mehrerer Umstände zusammen sehen. Zwar habe ich dieses laut der Vorrede zu dem ersten Theil, mir durchgehends bei diesem Werke zum Gesetz gemacht. Zwar hoffe ich meine Leser von dessen Befolgung schon überzeugt zu haben.

Allein die gegenwärtige Charakteristik wird und soll sie vorzüglich davon überzeugen.

Friedrich der Erste, welchen die Italiener seiner röthlichten Haare und seines röthlichten Barts wegen, den Rothbart nannten, (Aenobarbus, barbarossa) war gewiß das größte Regentengenie seines Jahrhunderts; ein Mann, der eine Menge großer Eigenschaften hatte; ein eben so vortrefflicher General als Staatsmann. Seine Herzhaftigkeit überwand alle Schwierigkeiten. Man findet Gelegenheit genug, zu bemerken, daß auf dem Felde an der Spitze seines Heeres sowohl, als im Cabinet, sein Geist stets gegenwärtig war, sein Gedächtniß ihn nie verließ; und sein Blick in den verborgensten Winkel des menschlichen Herzens gedrungen zu haben schien. Sein Urtheil war immer richtig, und die Ausführung seiner Entwürfe, überdacht, und überraschend.

Er wußte sich in das Unglück, wie in das Glück zu schicken, ohne darüber verlegen zu seyn. Er verstand sich darauf sein Gesicht immer in die gehörigen Falten zu legen; je nachdem es die Nothwendigkeit oder seine Plane foderten; bald zum Ernst, bald zum Scherz; bald zur Majestät, bald wieder zur gnädigen Herablassung. Seine Beredsamkeit glich einem Strom, der alles mit sich fortriß. Ihr konnte man so wenig widerstehen, als seiner Gabe sich überall gefällig zu machen. Da er sogar gelehrt war, so sehr man es in seinem Zeitalter nur

immer seyn konnte, so hatte er auch den Vortheil, daß er nicht von seinem Ministerium abhieng, und daß er also in aller Rücksicht selbst regieren konnte.

Seine herrschendste Leidenschaft war Begierde nach Ruhm, den weder Habsucht noch Ungerechtigkeit besudelten, was auch seine Feinde dagegen sagen mögen — nach einem edlen Ruhm also; denn er suchte ihn auf die Wiederherstellung des verlohrnen kaiserlichen Ansehens, auf die Verbannung der päbstlichen Despotie und auf die Einschränkung der übertriebenen Macht der deutschen Reichsstände, zu gründen.

Ganz Deutschland hatte sich schon bei Lebzeiten Konrads des Dritten, auf diesen seinen Nachfolger — gefreut; aber nicht durchgehends aus einerlei Ursachen. Zwar kam man darinnen überein, daß er der Würdigste sey. Allein die sogenannten Weiblinger, und namentlich die Franken und Schwaben, und an deren Spitze Konrad der Dritte selbst, freueten sich, daß nun doch die deutsche Krone gewiß bei dem Hohenstaufischen Stamm bleiben würde; denn Friedrich der Rothbart war der älteste Sohn Friedrichs des Einäugigen, und es war vorauszusehen, daß er sich diese Krone gewiß nie nehmen ließ. Die sogenannte Gibellinische Parthey, und namentlich die Sachsen und Baiern freuten sich, daß nun doch wenigstens ein Abkömmling des welfischen Geschlechts ihr Oberhaupt werden sollte; denn Fried-

richs

richs Mutter war Jutta (*) die Tochter Heinrichs des Schwarzen von Baiern, oder die Schwester Heinrichs des Stolzen von Baiern und Sachsen. Eine dritte neutrale Parthey freuete sich, denn sie hoffte, nun Frieden unter diesen beiden Factionen, und das Ende alles Haders der Deutschland bisher verwüstet hatte. So ward also Friedrich einstimmig zu Frankfurt am Main gewählt, und zu Achen gekrönt.

Schon als Jüngling hatte er außerordentliche Proben seines Heldenmuths gegeben. So hatte er zum Beispiel einmal einen Einfall in Baiern auf die Güter des Grafen von Wolfartshausen, der ein Feind seines Vaters und Oheims war, gethan, und diesen gleichsam im Angesicht des Welfischen Heeres zum Gefangenen gemacht. Ein andermal hatte er dem Herzog von Zähringen seine Güter verwüstet, seine Städte und Schlösser weggenommen, wovon das eine für unüberwindlich gehalten ward, und ihn gezwungen, bei seinem Vater und Oheim um Frieden zu bitten, und Gnade zu suchen. Auch

(*) Ich muß hier erklären, warum ich hier und ein paarmal zuvor schon, statt dem Namen Judith, immer Jutta gesetzt habe. Der hebräische Name Judith, war bei unsern deutschen Vorfahren wenigstens nicht gewöhnlich, wohl aber der Name Jutta. Er soll von dem lateinischen Clementia hergenommen seyn, und so viel als Gutta (Gute) ursprünglich zu bedeuten gehabt haben. Auf diese Etymologie lasse ich mich aber nicht weiter ein.

Auch dieß, daß er seinem väterlichen Oheim ehemals aus Begierde zu neuen kriegerischen Abenteuern mit allem jugendlichen Feuer zu dem Kreuzzuge rieth, sich selbst das Kreuz aufheften ließ, und den beschwerlichen Zug nach Palästina mitmachte, und neue Proben der Tapferkeit ablegte, gehört hieher. Man bewunderte diesen seinen Entschluß damals um so mehr, da sein Vater aus Gründen der Staatsklugheit, sehr gegen diesen Kreuzzug war, und troz aller väterlichen Beredsamkeit seinen Sohn nicht von diesem Weg zur Ehre, wie man ihn nannte, abzubringen vermögend gewesen war. Jetzt als deutsches Reichsoberhaupt, bewieß er seine Herzhaftigkeit und Staatsklugheit nicht etwa nur an den weltlichen Ständen, sondern auch an den geistlichen; nicht etwa nur an auswärtigen weltlichen Mächten, sondern auch an der fürchterlichsten geistlichen Macht, — an einer ganzen Reihe von Päbsten.

Gleich bei Antritt seiner Regierung, zeigte sichs, daß er sich ein ganz neues Regierungssystem entworfen hatte, welches von den Systemen der beiden letztern Regierungen auffallend abwich. So vermißte man zum Beispiel schon bei der Wahl jene Aengstlichkeit, mit welcher man bisher zu Werk gegangen war, um ja nichts zu thun, was wider den Willen der deutschen Dictatoren in Rom und ihres Interesse wäre. Friedrich war gewählt, ehe sichs Eugen vermuthet hatte. Zwar that ihm Friedrich diese Wahl kund, allein auf eine Art,

die

die dem Pabst deutlich zu erkennen gab, daß sich der junge Mann eben sowohl fühlte, als daß er die Maximen des Vaticans kannte; denn er fügte seiner Notification zuerst eine Bedingung bei, und dann erst das Versprechen, den römischen Stuhl zu schützen. Dieser Schlaukopf mochte längst unter der Regierung seines Oheims practisch überzeugt worden seyn, was ihm seine Belesenheit theoretisch zu verstehen gegeben hatte; daß nämlich die päbstliche Curie sich an ihr gegebenes Wort, und an ihre Bündnisse nicht allemal genau zu halten pflegte. Er mag gefunden haben, daß eben dadurch Deutschland seine Absichten so oft verfehlt habe. Daher drang er nun ausdrücklich darauf, daß der Pabst sich ohne ihn nicht mit dem König von Sicilien, und den Griechen in ein Bündniß einlassen solle, so wie er hingegen das Nämliche nicht ohne den Pabst thun wolle.

Eugen III. war einer derjenigen Männer, die mehr auf Freiheit, als auf Gewalt hielten, und durch Befolgung dieses Grundsatzes mehr gewinnen als verlieren.

Sein Regierungssystem stimmte also so ziemlich mit dem System Friedrichs überein. Daher findet man auch eine ziemliche Harmonie zwischen diesem und Eugen. Friedrich pflegte bei seines Gleichen sich immer gerne darnach zu richten, wie man ihn behandelte. War Eugen höflich und bescheiden, so war es Friedrich nicht weniger. Jeder schien die Ausführung seiner Plane bis auf

gelege=

gelegenere Zeit versparen zu wollen, weil keiner das gute Vernehmen zuerst unterbrechen wollte, und jeder Hochachtung für den andern hatte.

Zum Beispiel: Friedrich wollte die erste Probe der Ausübung seines Investiturrechts über die Bischöfe geben, bei Gelegenheit einer Vacanz zu Magdeburg. Ein Theil des Kapitels wollte den Probst, der andere den Dechant — Friedrich und seine deutschen Bischöfe aber, den Bischof Wichmann zu Zeiz, zum Erzbischof über Magdeburg haben. Der Dechant und seine Anhänger schlugen sich auf seine Seite. Wichmann ward Erzbischof, und der Probst appellirte nach Rom. Eugen schreibt zu Gunsten des Probstes an die deutschen Bischöfe etwas zurück, um kraft seines Oberbischof-Amts, doch etwas gesagt zu haben. Seine in Deutschland eben befindliche Legaten wollen sich als Richter aufführen; Friedrich befiehlt ihnen nach Hause zu gehen. Er schickt Wichmannen nach Rom, um das Pallium zu holen; dieser bringt es mit zurücke, und der Proceß ist zu Ende. Eugen hatte auch Friedrichen ohne Anstand in Rom zum Kaiser gekrönt.

Anastasius IV. Eugens Nachfolger, hatte wohl seines Vorfahren guten Willen und Grundsätze, aber nicht dessen Verstand. Friedrich behandelte ihn zwar auch schonend und mit Delicatesse, allein er trat jetzt doch schon etwas mehr mit seinen Entwürfen hervor, und setzte sich wenigstens in den Besitz einiger ihm als deut-

schen Reichsoberhaupt gebührenden Rechte, mit Beibehaltung des dem Anastasius als obersten Seelenhirten gebührenden Respects. Man sieht deutlich, daß seine Achtung gegen Anastasius, aus einer ganz andern Quelle entsprang, als die, welche er seinem Vorgänger Eugen bewiesen hatte.

Nun kam Hadrian IV. das gerade Gegentheil von diesen beiden Päbsten — ein stolzer aufgeblasener Mann, der sich für den Lehenherrn von Deutschland ansahe, und dieses Friedrichen nicht nur schriftlich wissen — sondern auch durch seine Legaten, in Deutschland und anderwärts ungescheut behaupten ließ. Der Erzbischof von Lunden hatte bei Gelegenheit seiner Durchreise durch Lothringen das Unglück gehabt, welches in den damaligen Zeiten, wo man alle Tage von Weglagerungen und Befehdungen hörete, gar nichts Neues war, aufgehoben, beraubt und gefangen zu werden. Er wandte sich in der Folge an Hadrian, der von dem Kaiser verlangte, daß er alles liegen und stehen lassen sollte, um ohne weiters einem Mann, der unter dem Schutz der Kirche stünde, Satisfaction zu verschaffen.

War Hadrian stolz und aufgeblasen, so war es Friedrich jetzt noch mehr. Er lachte über jenes Schreiben des Pabsts, lachte über die politischen Predigten seiner Apostel, und ließ wenigstens die Sache des Erzbischofs vor der Hand liegen. Das Wesentlichste aber, was er ihm zurückmelden ließ, war ohngefähr Folgendes: Er, Friedrich sey das Oberhaupt des deutschen Reichs

ohne

ohne daß er von einer Lehenherrlichkeit seiner Heiligkeit weder etwas wisse, noch darauf achte; eben so dächten auch seine Reichsstände, und daß sie allein ihres Königes Vasallen wären; das dermalige deutsche Reichsoberhaupt sey nun zwar weit entfernt, jemand unverschuldet, und ungeahndet kränken zu lassen; aber auch zu mißtrauisch, als daß es nicht die Fallibilität Seiner Heiligkeit in dergleichen Fällen bezweifeln, und zu billig und gerecht, als daß es seine Reichsstände ohne vorherige Untersuchung verdammen sollte; auch fände wirklich ein gutdenkendes deutsches Reichsoberhaupt gegenwärtig mehr zu thun, als daß es die vordringende allgemeine deutsche Wohlfahrt, einem einzelnen Menschen, wäre er auch ein Erzbischof, oder der Liebling Seiner Heiligkeit aufopfern dürfte.

Hadrian sandte dem Kaiser einmal durch einen gemeinen Menschen in zerrissenen Kleidern, der sich sogleich wieder unsichtbar machen mußte, einen Brief voll stolzer und verwägener Ausdrücke und Beleidigungen. Dieser überschickte ihm gelegenheitlich einen andern Brief, worinnen er den bisher eingeführt gewesenen Stylum Curiä umwandte; nämlich statt daß sonst der Pabst von sich in der Mehrheit sprach, und den Kaiser duzte, so sprach jetzt Friedrich von sich in der Mehrheit, und duzte Hadrianen. Welchem er zugleich in diesem Brief zu verstehen gab, wie nach seinen Begriffen, eigentlich ein Pabst beschaffen seyn müsse, wenn er ein Nacheifer-

rer Christi, und Nachfolger Peters heißen, und sich des Gehorsams der Christenheit, und der Achtung ihrer Regenten versichern wolle.

Vergebens tobte nun der erboßte Hadrian; vergebens gieng er von der Verabredung Friedrichs und Eugens ab, indem er einen Separatfrieden mit dem König von Sicilien schloß; vergebens häzte er die Italiener gegen ihn auf, und begünstigte ihre Rebellionen. Denn Friedrichs Beredsamkeit und Entschlossenheit, sein Ernst auf der einen Seite, und seine Gabe sich beliebt zu machen, auf der andern, besiegten alle Hindernisse. Die päbstlichen Legaten mußten über Hals und Kopf aus Deutschland flüchten, und er selbst war schon auf dem Wege nach Italien, um zuerst den Mailändern und Consorten, und dann Hadrian Respect zu lehren. Dieser war jetzt so sehr in Angst, daß er seinen Ton völlig herabstimmte, nicht warten wollte, bis Friedrich das italienische Gebieth betreten hätte, sondern schon nach Augsburg ihm entgegen Gesandte schickte, durch sie die Ausdrücke seines Schreibens und seiner Apostel als unbedachtsam entschuldigen — dabei eine Probe seiner Hermenevtik geben ließ, und nun alles wieder auf den besten Fuß gesetzt zu haben glaubte; wenigstens dachte er nicht, daß Friedrich nun doch noch nach Italien kommen würde.

Allein dieser hatte nun einmal die Armee beisammen, und durfte nun schon der abtrünnigen übrigen itali-

italienischen Staaten wegen, nicht mehr auf dem halben Wege stehen bleiben, so wenig es auch Hadrian behagte. Dieser war auch der Mann nicht, dem der Kaiser noch trauen konnte, der, wie gesagt, immer seinen Mann nach Verdienst zu behandeln gewohnt war. — Hadrian hatte nun verlohrnes Spiel bei ihm. Er verziehe ihm sein unanständiges Betragen nicht, so lange er lebte, und gab ihm Proben über Proben, wie sehr er ihn verachte, und wie sehr er ihm überlegen sey: wovon wir bald einige hören werden.

Friedrich rückte also vor, und erreichte seinen Endzweck. Er brachte die abgefallenen Städte Cremona und Mailand zum Gehorsam, ließ sich zu Monza zum zweitenmal zum König von Italien krönen, übte die Rechte eines italienischen Königs mehr noch als irgend einer seiner Vorfahren aus, hielt seinen zweiten italienischen Reichstag, ließ die königlichen italienischen Domainen untersuchen, die Gefälle in Empfang nehmen, vergab vacante Lehen, und ließ die geistlichen und weltlichen Lehenleute den Eid der Treue von neuem ablegen, in den Städten Rathscollegien errichten, und stellte auf diese Weise die Ruhe in dem obern Theil Italiens wieder völlig her.

Mit außerordentlicher Geschwindigkeit rückte er gegen Rom an, um dem Pabst nicht Zeit zu lassen, auf Ausflüchte, Bedingungen und Vorbereitungen gegen die

kaiserliche Krönung sinnen zu können. Denn Friedrich war nicht gemeynt, wie der Sachse; Lothar die Kaiserkrone von dem römischen Bischof zu erhandeln, sondern wie die Franken; Konrad der Salier, Heinrich der Schwarze, Heinrich der Unglückliche und dessen Sohn Heinrich der Fünfte, solche als Schuldigkeit zu verlangen. Hadrian hatte aber dennoch seine Person in Sicherheit gebracht, und Friedrich gab endlich dem Zureden der Seinigen, in so weit nach, daß er dem Pabst wenigstens den gewöhnlichen Eid ablegte. Nur das damit verbundene Ceremoniel, das Steigbügelhalten nämlich, und das Fußküssen wollte ihm nicht in den Kopf. Der Pabst kam in die größte Verlegenheit, als ihm der Kaiser den unrechten Bügel hielt, und lächlend sein Versehen damit entschuldigte: Er sey nie ein Reiterbube gewesen — und ward noch mehr bestürzt, als er ihm statt den Fuß zu küssen, nur ganz flüchtig über das Knie fuhr. —

Schmidt (*) würde mir, wenn er noch lebte, verzeihen, daß ich hier wieder nicht seiner Meynung bin; denn wenn gleich Baronius diesen Vorgang ganz anders erzählt, und die Acten des Vatikans benuzt haben will, so war er doch ein Römer, der wie alle seine Landsleute

(*) S. Geschichte der Deutschen, 2ter Theil. p. m. 541. u. f.

leute in ältern Zeiten wenigstens gewiß, auf die deutschen Kaiser übel zu sprechen war, und die wackern Hohenstaufe vollends haßte; — so war er doch ein päbstlicher Diener, der nichts schrieb und nichts schreiben durfte, als was die römische Curie gerne sah; — und so wäre es endlich nicht das erstemal, daß man die Aechtheit der Protocolle und Urkunden des Vatikans bezweifelte. Helmold, ist zwar allerdings ein deutscher Geschichtschreiber, aber er verdient doch wenigstens eben so viel Glauben als ein italienischer — verdient ihn noch mehr, da er ein Zeitgenosse Friedrichs war, Baronius aber nicht. Man kann übrigens auch nicht läugnen, daß die Erzählung Helmolds mit Friedrichs Charakter und den Zeitumständen mehr übereinstimme, als die des Baronius.

Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß sich Hadrian in möglichster Geschwindigkeit und Stille mit den Römern wieder verstanden haben müsse, um Friedrichen die Behauptung der Kaiserwürde wenigstens noch durch sie zu erschweren. Friedrichs Vorkehrungen zeigen deutlich, daß er dem Pabst nicht trauete, deswegen vermischte er die päbstlichen Besatzungen mit seinen Deutschen. Ich gebe gerne zu, daß Hadrian Friedrichen gesagt habe: er sey noch immer so wenig sicher vor den Römern, als Friedrich selbst, aber ich glaube nicht, daß Friedrich dieses für wahr gehalten. Der Schlaukopf schlug nun Hadrianen mit seinen eigenen Waffen; denn indem er sich das Ansehen gab, als sorge er für die Sicherheit des

Pabstes, damit ihm die Römer kein Leid zufügen möchten, sorgte er im Grunde dafür, daß der Pabst mit den Römern nicht correspondiren könne. So war eigentlich Hadrian Gefangener in seinem eigenen Pallast, ohne daß er es selbst recht wußte. Die Römer verlangten nun, daß Friedrich eine Summe Geldes an sie auszahlen solle, wofür sie ihn als Kaiser anerkennen wollten. Er antwortete ihnen: er sey nicht gekommen Gesetze anzunehmen, sondern Gesetze zu geben; von Gefangenen fodere man Geld, nicht aber von einem mit einem starken Kriegsheer umgebenen Kaiser. Sie brauchten nun Gewalt, und wurden geschlagen.

Hadrian mußte jenes Schandgemälde auf Lotharn aus dem Vatikan schaffen. Es scheint nicht, daß Friedrich erst lange darum gebethen habe; wie die päbstlichen Schriftsteller vorgeben, — sondern Nothwendigkeit von Seiten des Pabstes, gewesen zu seyn; wie der Zusammenhang der Geschichte, Friedrichs Charakter, Hadrians mißliche Lage, und der üble Ausgang der römischen Waffen, weit zuverläßiger zu erkennen geben.

Nach dem Tod dieses Pabstes suchten Alexander III. und Victor IV. den römischen Stuhl zu behaupten. Der Erstere hatte die Könige von Frankreich, England, Dänemark, Ungarn, Sicilien und Jerusalem, auf seiner Seite, und vernachläßigte darüber Friedrich. Dadurch hatte er diesen auf eine doppelte Art beleidigt; einmal, daß er gerade ihn als den mächtigsten und ange-

sehen-

sehensten unter diesen Fürsten zurückgesetzt hatte, und dann auch, daß er für hinreichend gehalten hatte, den Beistand des Königs von Unteritalien (Sicilien) zu haben, ohne des Beistands des Königs von Oberitalien (Friedrichs) zu bedürfen. Ein so großer Staatsmann wie er, sahe aber auch die wahre Absicht Alexanders sehr bald durch, die nichts wenigers zum Gegenstand hatte, als das Ansehen und den Einfluß des deutschen Reichsoberhaupts auf Italien, und auf den römischen Stuhl wieder zu vernichten.

Alexander war in der That der gefährlichste unter den Päbsten, die Friedrichen bisher vorgekommen waren. Er war ein Mann, der gewohnt war, rasch durchzugreifen, und dem alles zu Geboth stehen zu müssen schien. Er war so fein wie Eugen, unveränderlich in seinen Grundsätzen, und dabei so stolz, daß er Niemand einige Verbindlichkeit schuldig seyn wollte.

Friedrich behandelte Alexandern, so wie dieser ihn zu behandeln willens war, wenn er mit seinem Gegenpabst in Ordnung seyn würde. Er besann sich daher keinen Augenblick, sondern gieng jetzt zum drittenmal nach Italien, jagte Alexandern trotz seiner sechs Hauptpatronen nach Frankreich, und setzte Victorn auf den päbstlichen Stuhl.

Als dieser gestorben war, so hätte sich Alexander den Kaiser leicht geneigt machen können, wenn er hät-

te nachgeben wollen, da er aber dieß nicht that, so fuhr Friedrich abermal zu, nahm Paschaln III. in Schutz, und brachte nun auch den König von Dänemark und das römische deutsche Reich auf die Seite dieses seines Günstlings. Nur die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Magdeburg, Salzburg, und der Patriarch von Aquileja hiengen Alexandern an, und Konrad der Mainzer, vergaß sich so weit, daß er Deutschland verließ, und zu Alexandern übergieng. Auch die Cistercienser Mönche hatte ihr plötzliches Glück unter der letztern Hälfte der vorigen Regierung so übermüthig gemacht, daß sie jetzt lauter den Kirchenbann des heiligen Vaters Alexander, über Friedrichen verkündigten, als es in Deutschland rathsam war. Dieser erklärte, mit Beistimmung der Reichsstände, den unpatriotischen und ruhestörenden Mainzer ihm zur wohlverdienten Strafe, und seinen Collegen zum Abscheu und Exempel, in die Reichsacht, jene blinde und schadenfrohe Eiferer, die Cisterzienser aber, ließ er durch seine Soldaten aufheben, und über die deutsche Gränze bringen, damit ihnen ihr Alexander fremdes Brod geben möchte, weil sie das deutsche so wenig verdauen zu können schienen.

Zwar gelang es bald darauf Alexandern, in Abwesenheit Friedrichs Paschaln aus Rom zu vertreiben, allein seine Freude war von sehr kurzer Dauer; denn ehe er sich's versah, war der Patron des Letztern wieder da, der ihn wie das erstemal verjagte, und Paschaln

zum

zum zweitenmal seinen Platz auf St. Peters Stuhl anwieß: bei welcher Gelegenheit dieser auch der Gemahlinn des Kaisers, Beatrix, die Krone aufsetzte.

Paschaln unterstützte der Kaiser mächtig, so lange er lebte. Nachdem endlich auch dieser mit Tod abgegangen war, so hätte Friedrich wirklich gerne gesehen, wenn Alexander ihm auf halben Wege entgegen gekommen wäre; um endlich einmal der schädlichen Spaltung unter den Päbsten in Absicht auf die Religion und Sitten seiner Deutschen und Italiener abzuhelfen; um freiere Hände, und mehr Zeit in Ansehung der Beobachtung seiner übrigen kaiserlichen Pflichten zu bekommen, und endlich um mit noch mehr Nachdruck gegen die Ruhestörer in Deutschland und Italien verfahren zu können. Allein Alexander blieb nach wie vor. Er wollte gar nichts von seinen eingebildeten päbstlichen Rechten fahren lassen — wie konnte man es nun Friedrichen verdenken, wenn er auch um kein Haar breit von seinen wirklichen kaiserlichen Rechten abwich? Noch eine Ursache, warum der Kaiser gerne seinen Zwist mit Alexandern geendiget gesehen hätte, war die, daß seine Deutschen der Züge nach Italien allmählig überdrüßig worden waren, welches man ihnen auch nicht wohl übel haben konnte.

Alexander, welcher seine heimlichen Anhänger noch immer in Deutschland hatte, war von den Schwierigkeiten, die mit einem abermaligen Zug nach Italien verbunden waren, sehr gut überzeugt. Es ist sogar höchst

wahrscheinlich, daß er ihn auf alle Art und Weise zu vereiteln gesucht habe. Friedrichs Ueberredungstalent drang demungeachtet abermal durch. Er bestättigte vor der Hand, Calixt III. der sich zum Nachfolger Paschals aufgeworfen hatte. Der Zug kam zu Stande, und gieng vor sich. Diesesmal hatte Alexander alles aufgebothen, um sich Friedrichen entgegen zu stemmen, Rebellionen über Rebellionen in Italien, während der Anwesenheit des Kaisers, Rebellionen in Deutschland während der Abwesenheit desselben. Hier verlangte man seine Hülfe, dort rief man daß er zurückkommen möchte. Er dachte an den Urheber alles dessen, und gieng immer vorwärts.

Neue Hindernisse thürmten sich auf. Hier versperrte man ihm die Thore, dort versagte man ihm und seiner Armee den nöthigen Unterhalt. Von der einen Seite neckte ihn die oberitalienische feindliche Armee, die ihm schon zuvor zweimal Treue geschworen, und sich jetzt ihres Eides von Alexandern hatte entbinden lassen, von der andern trat ihm die Armee des Königs von Sicilien entgegen. Ich würde sagen, der Kaiser war beständig zwischen zwei Feuern; wenn damals schon das meuchelmörderische Pulver erfunden und nicht vielmehr noch die einfachen Werkzeuge der altdeutschen ächten Tapferkeit Mode gewesen wäre. Zuletzt schien sich auch die himmlische Macht gegen Friedrich verschworen zu haben; indem das eingefallene übele Wetter, Hunger und

Pest, einen großen Theil seines Heers zu Grunde richtete.

Dennoch ließ der Kaiser seinen Muth nicht sinken, er war fest entschlossen, trotz allen anscheinenden Unmöglichkeiten, zu siegen oder zu sterben. Deswegen machte er Anstalten zu einer entscheidenden Schlacht. Heinrich der Löwe hätte ihn jetzt aus der Noth retten können, allein dieser blieb unbeweglich auf dem Entschluß, Friedrich seinem Schicksal zu überlassen. So sehr ihn auch der Kaiser bath; so sehr er auch dießmal seine Würde auf einen Augenblick vergessen, und seinen sonstigen Charakter verläugnet hatte, um Heinrichen zu bewegen; so sehr er ihn auch an die Gefälligkeiten erinnerte, die er ihm zuvor erwiesen hatte; so sehr er ihn auch ihre beiderseitige Verwandschaft und die Wahrscheinlichkeit zu Gemüthe führte, daß ein schneller Angriff der sieggewohnten disciplinirten deutschen Truppen mit vereinten Kräften, den italienischen undisciplinirten Horden, ungeachtet ihrer größern Anzahl auch dieses mal wieder den Ausschlag geben würde; so blieb doch Heinrich bei seinem Entschluß. Zum erstenmale hatte jetzt Friedrichen sein Ueberredungstalent getäuscht. Seine Kriegserfahrenheit glaubte er würde ihn nicht täuschen. Allein sie mußte ihn täuschen, denn es war jetzt gar kein Verhältniß mehr zwischen der kaiserlichen Armee und den Armeen der Feinde, die noch überdieses fast ganz Italien auf ihrer Seite hatten

Man

Man möchte es Friedrichen als einen unüberlegten Schritt anrechnen, daß er mit dieser — verhältnißmäßig genommen — Handvoll Leute, dem ihm weit überlegenen Feinde eine Schlacht lieferte; allein man muß sich in seine Lage setzen. Sein Ansehen, die Frucht seiner vorherigen Siege, das Resultat vieler schlaflosen Nächte, sein Verdienst um die Kaiserwürde und um Deutschland, womit er sich in der Geschichte der Deutschen zu verewigen, und sich einen unverwelklichen Lorbeerkranz zu winden hoffte, dieß alles stand jetzt auf dem Spiel. — Er ward geschlagen, zum erstenmal geschlagen, und entkam mit äußerster Gefahr seiner Sicherheit nach Pavia, welches ihm treu geblieben war.

Dieser Unfall nöthigte ihn, mit dem verhaßten Alexander in Unterhandlungen zu treten, ihn als rechtmäßigen Pabst zu erkennen, und ihm wieder in Italien einzuräumen, was dem römischen Stuhl zuvor gehört hatte. Allein die mathildischen Besitzungen, um welche es dem Pabst hauptsächlich zu thun war, und in Absicht welcher, Lothar dem Pabst bekanntlich so viel zum Nachtheil des Reichs und der Kaiserwürde zugestanden hatte, gerade diese räumte er Alexandern durchaus nicht ein. Calixten beredete er, die päbstliche Würde wieder fahren zu lassen, und Alexandern, daß er diesem nichts entgelten ließ. Hierauf hielt er mit dem Pabst zu Venedig eine Zusammenkunft, wobei auch mit Sicilien und mit den Lombardischen Städten Waffenstillstand gemacht

war.

ward. Der in der Folge zu einem ordentlichen Friedensschluß führte.

Bei dieser Zusammenkunft soll der Pabst dem Kaiser auf den Kopf getreten, und dabei gesagt haben: auf Löwen und Ottern wirst du gehen. Eine abgeschmackte Fabel, die nun längst gründlich widerlegt ist, und am allerwenigsten auf einen Friedrich, den Rothbart, paßt. Die ganze Sage war ursprünglich wohl nur figürlich zu verstehen; denn durch diesen Vergleich ist der kaiserlichen Hoheit wirklich in manchen Stücken so zu reden, auf den Hals getreten worden, und in der Folge haben sie die Italiener auf ihre Weise unter die Geschichte gemischt. Wenn Friedrich wirklich eine solche Demüthigung erlitten hätte, so würde er sich zuverläßig auch die Abtretung der mathildischen Länder haben gefallen lassen müssen — so würde er den Grafen Bertinoro von Venedig, seine reichslehenbaren Güter dem römischen Stuhl haben vermachen lassen — und so würde er endlich auch sich den fernern päbstlichen Eingriffen in die kaiserlichen Rechte nicht weiter widersetzt haben.

So sehr es ihm darum zu thun war, daß sein Sohn Heinrich, der bereits zu seinem Nachfolger in der deutschen Königswürde von den deutschen Reichsständen angenommen war, auch die Nachfolge in der Kaiserwürde von den Päbsten gesichert seyn möchte, so wollte er diese Sicherheit seines Sohnes, doch nicht auf Kosten seiner eigenen Rechte, und der künftigen Rechte dessel-

desselben erkaufen — nicht zum Nachtheil des deutschen Reichs, dem er jetzt vorstand, und dem künftig sein Sohn auch vorstehen sollte. Friedrich blieb sich also in seinen Maaßregeln gegen die Päbste, und in vollkommener Behauptung seiner Würde gegen sie, bis an seinen Tod stets gleich. Er gab ihnen seines Sohnes wegen, weiter kein gutes Wort mehr, indem er voraus zu sehen schien, daß sich Heinrich zu seiner Zeit, sein Recht schon selbst zu verschaffen wissen werde.

Ich bin mit Fleiß bei dem Verhalten Friedrichs gegen die Päbste etwas umständlicher, als ich sonst zu thun pflege, stehen geblieben, um die aufgeklärte Denkungsart dieses großen Mannes, seinen außerordentlichen Eifer, die unter seinen beiden Vorgängern insbesondere verlohren gegangene kaiserliche Rechte wieder herzustellen, und um also seinen entschiedenen Patriotismus, seine Staatsklugheit und seinen Muth; der sich doch nie anschaulicher darstellen läßt, als eben in diesem Verhalten, recht begreiflich zu machen. Jetzt wende ich mich der systematischen Ordnung wegen, zu der Art und Weise, wie er die Prälaten und Klöster zu betrachten und zu behandeln gewohnt war, und wie ihn diese wieder zu betrachten und zu behandeln pflegten.

Friedrich war nichts weniger als ein Religionsverächter, wenn ihn gleich die Päbste und derjenige Theil der Geistlichkeit, welcher ihm nicht gewogen war, endlich auch die Italiener und die wenigen unter den deutschen

Laien

Laien, welche die päbstlichen Bannstrahlen aus blindem Eifer, wie damals die Engländer vorzüglich, achteten, allenthalben dafür ausschrieen. Aber einer von denjenigen großen Männern war er, die Muth genug haben, sich über die gewöhnlichen Begriffe ihres Zeitalters hinwegzusetzen, und aller Verfolgungen ungeachtet, bei ihrer Ueberzeugung zu beharren. Sein natürlicher Verstand, seine Wissenschaften, und sein Geschmack an der damals nach Deutschland gekommenen aristotelischen Philosophie, hatte ihn in den Stand gesetzt, das Wahre in der Religion von dem Falschen unterscheiden zu können. Er pflegte den Mann nach seinem Herzen, nach seinen Fähigkeiten, nach seinen Verdiensten zu schätzen, nicht nach Geburt, Rang oder dem Kleid. Er war selbst Rechtsgelehrter, Philosoph, Dichter, Historiker und Soldat. Daher begünstigte er vorzüglich diese Stände.

Einen verdienstvollen Geistlichen schätzte er nicht weniger. Nur diejenigen von dem geistlichen Stande haßte er, die sich von ihrem Beruf und Amte so sehr entfernten, daß sie statt Frieden und Einigkeit zu predigen, die Fackel der Zwietracht schwangen, oder statt ihren Untergebenen, und dem Volke mit guten Exempel vorzugehen, vielmehr sich selbst in allen Lastern herumwälzten.

Wir haben gesehen, wie wenig Umstände er selbst mit den Päbsten machte, und warum? Wir haben gesehen, wie er sich bei der Vacanz des Erzbißthums Magdeburg be-

nahm, und warum er sich so benahm? Wir haben gesehen, wie er gegen den Erzbischof Konrad von Mainz, den vordersten deutschen Prälaten verfuhr, und warum er so gegen ihn verfuhr? Wir haben endlich gesehen, wie wenig Umstände er mit den Cisterziensern machte, und warum?

Ich will noch mehr Beweise anführen. Bei Gelegenheit der Erledigung des Erzbißthums Trier, wachte er eben so sorgfältig über seine Investiturrechte, als ehemals bei Magdeburg. Arnold, dem Erzbischof von Mainz, und Vorgänger Konrads, stand die schimpfliche Strafe des Hundetragens so nahe als dem Pfalzgrafen Hermann am Rhein. Beide hatten sich während der Abwesenheit Friedrichs befehdet, und dadurch den Landfrieden gebrochen, über welchen der Kaiser strenge gehalten wissen wollte. Allein Hermann der schon als ein unruhiger Kopf bekannt war, war auch der Anfänger des Streits. Und Arnold war übrigens ein alter würdiger Mann, und eifriger Vertheidiger der kaiserlichen Rechte, und der Rechte des deutschen Reichs gegen den Pabst, folglich das gerade Gegentheil seines Nachfolgers. Aus diesen Rücksichten, nahm also Friedrich billiges Bedenken, das Haupt dieses Mannes, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand, mit Schande zu überschütten. Die Bischöfe von Bremen und Halberstadt erklärte er ihrer Lehen verlustig, weil sie ihm reichsschlußwidrig weder nach Italien gefolgt, noch auch auf

die an sie aus Italien ergangene Ladung, auf den Reichstag daselbst, nicht erschienen waren. Sie waren auch Anhänger des päbstlichen Stuhls. Friedrich ließ hier wieder nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden, denn er fügte dem Urtheil ausdrücklich die Clausul bei: daß diese Strafe ohne Nachtheil ihrer Kirche geschähe. Ueberhaupt betrachtete und behandelte Friedrich seine Bischöfe außerhalb der Kirche, mehr als je einer seiner Vorfahren als wirkliche Reichsvasallen. Er erwartete von ihnen die nämlichen Dienste, die ihm die weltlichen Fürsten leisten mußten.

Daß Hadrian mit Friedrichs philosophischen Kopf gar nicht bekannt gewesen seyn müsse, sieht man schon daraus, daß er diesem Monarchen, der doch über viele Gegenstände ganz anders dachte, als sein leichtglaubiges Jahrhundert, und selbst mancher seiner Vorfahren, die Bischöfe als überirdische Geschöpfe, oder Halb-Götter abzumalen suchte, die sich gleichsam verunreinigten, wenn sie mit ihren heiligen Händen den unheiligen Händen eines irdischen Kaisers Treue geloben würden. Ist es wohl ein Wunder, daß Friedrich — ich sage Friedrich — keine Achtung weder für Hadrians Kopf noch Herz hatte? Er war aber auf der Stelle mit einer Antwort fertig, die dem Pabst zugleich zeigen sollte, daß er sich auch auf biblische Auslegungen verstehe, so gut als ein Bischof zu Rom. Man muß — meldete er ihm zurück: Gott geben was

Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist. Er wollte damit anzeigen: Ein Bischof, als Religiose betrachtet, muß Gott dienen, und als Innhaber eines Reichsfürstenthums dem Kaiser und Reich.

Friedrich hatte verschiedenemal immer aus gerechten Ursachen, wie wir oben gesehen haben, die Kardinäle aus Deutschland verwiesen. Dem Pabst war dieses höchst empfindlich, um so mehr, da die deutschen Bischöfe größtentheils treue Anhänger Friedrichs waren, und die geringere Geistlichkeit abgeschreckt durch das Schicksal der Cisterzienser, sich scheuete das Volk zum Aufruhr gegen sein Oberhaupt zu verleiten. In dieser Absicht hatte sich also wieder ein solcher Apostel um den andern in Deutschland eingeschlichen, und sich in die Palläste der Bischöfe, nach ihrer Gewohnheit einquartirt. Ihnen wiederfuhr die nämliche Ehre, wie ihren Vorgängern; Sie mußten nach Rom zurück. Als sich Hadrian darüber beschwerte, erhielt er ohngefehr folgende Antwort: Einen ungebethenen oder unangemeldeten Gast pflege man nirgends gerne zu beherbergen. Die deutschen Bischöfe seyen Vasallen des Kaisers, ihre Besitzungen und Schlösser folglich des Kaisers Obereigenthum. Daher habe er Friedrich als Kaiser auch ein Wort darein zu sprechen. Einem Kardinal, der bloß die Welt verbessern, Frieden stiften und predigen wolle, öffne er und seine Deutschen gerne ihre Palläste und Kirchen, aber einem Kardinal, der Deutschland plündere, dessen Geld

nach

nach Rom schleppe, und Uneinigkeiten stifte, werde er jedesmal Kirchen und Palläste versperren lassen.

Friedrich war also ein Statistiker, der unserm achtzehnten Jahrhundert Ehre machen würde. Sehr richtig hatte er die ungeheuern Summen berechnet, die von Jahren zu Jahren die römische Curie unter allerhand Tituln aus Deutschland nach Rom zog. Aus der nämlichen Ursache verboth er den Laien das unnöthige Appelliren nach Rom, und der geringern Klasse der Geistlichkeit, das häufige Wallfahrten dahin; einmal deswegen, weil das gemeine Volk dadurch in dem Religionsunterricht vernachläßiget ward, und anderntheils auch deswegen, weil die Klöster und Kirchen immer die Reisekosten und Präsente für den römischen Hof hergeben mußten (*).

Er gieng noch weiter. Er hub sogar verschiedene Nonnenklöster auf, weil darinnen mehr Unzucht als ein

(*) Der muthige Friedrich der Erste, wagte also wirklich im zwölften Jahrhundert, in der fürchterlichsten Epoche für die deutschen Kaiser, etwas, was im funfzehnten Jahrhundert der schläfrige Friedrich der Dritte unter den allergünstigsten Zeitumständen, zu wagen sich nicht einmal getrauete. Schon diese einzige Betrachtung zeigt den großen Abstand eines Friedrichs des Dritten von einem Friedrich dem Rothbart. Joseph der Zweite dachte und handelte in diesem Falle völlig wie Friedrich der Erste.

Gott wohlgefälliges Leben getrieben ward. Pabst Lucius III. war zwar darüber sehr unzufrieden, und gab vor, daß der Kaiser seine Hände an Gottes Heiligthum gelegt, und nur durch Aufhebung dieser Klöster sich zu bereichern suche. Allein die Chronique scandaleuse der Klöster damaliger Zeit, scheint Friedrichen zu rechtfertigen. Die Geistlichen waren noch nicht recht an die Enthaltsamkeit gewöhnt, welche Gregor VII. so eifrig anempfohlen, aber selbst nicht gehalten hatte. Sie begiengen daher die größten Ausschweifungen, und sowohl die Beichtstühle, als auch die Mannsklöster selbst waren die Zufluchtsorte der Wollust, um so mehr also die Frauenklöster (*).

Man nehme nur einmal an, daß selbst noch bei Friedrichs Gedenken ein päbstlicher Legat nicht einmal seinen Lüsten Einhalt thun konnte (*) und daß sogar

(*) Friedrich der Erste, hub Nonnenklöster auf, weil sie in Bordelle ausgeartet waren. Joseph der Zweite, der überhaupt viel Charakterähnlichkeit mit diesem Rothbart hatte, that das Nämliche, weil er den armen Mädchen die Rechte der Menschheit zurückgeben wollte. Allein beide wurden verkannt und verleumdet, und beiden einerley Absicht Schuld gegeben. Aber beide waren auch gewohnt sich darüber hinweg zu setzen.

(*) *Caveus* ad annum 1125. Vol. II. p. 263. erzählt folgendes: Anno 1125. celebratum est concilium

gar noch im achtzehenden Jahrhundert, wo man schon so ziemlich an den ehelosen Stand gewohnt zu seyn schien, doch noch Benedikt XIV. über die angenommenen Schwestern in den Mannsklöstern (sorores subintroductas, extraneas, dilectas, ascititias &c.) vermittelst einer besondern Bulle eiferte. Man nehme endlich noch an, daß schon bei Einführung des Coelibats, der ehrliche Lambert von Aschaffenburg, Gregorn voraussagte: daß er die Menschen nicht mit Gewalt zwingen könne, wie die Engel zu leben, und daß, wenn er auch den gewöhnlichen Naturtrieb ersticken wollte, er hingegen der Hurerey und aller Unreinigkeit Thür und Thore öffnen würde. So wird man nach allem diesem nicht länger zweifelhaft bleiben, ob nicht auch in den Frauenklöstern, zu Friedrichs Zeiten fratres subintroducti, dilecti, ascititii gewesen seyn.

Gerade zu Friedrichs Zeiten hatten die Mönche angefangen, unmittelbar an ihre Klöster, Frauenklöster zu bauen. So brach z. B. Rappold, Abt von St. Stephan zu Würzburg, das an seinem Kloster gelegene

 Spital

lium Londinense (Lion) V. præsente Joanne Cremense pontificis Legato. Joannes hic Cremensis Papæ legatus, qui in hac synodo legem adversus clericos concubinarios tulerat, eadem nocte post missam celebratam, cum meretrice in lecto deprehensus est &c.

Spital, das Bischof Ainchard zum Besten der leidenden Menschheit gestiftet hatte, ab, und machte ein Nonnenkloster (St. Afra) daraus — vermuthlich auch zum Besten der leidenden Menschheit. Der Abt mochte dieß für besser gehalten haben, sagt der Schriftsteller, aus dem ich diese Anektote habe, und darauf folgt ein Gedankenstrich (*).

Friedrich hat gewiß zu seiner Zeit entsetzlich viel gewagt, daß er so muthig gegen die päbstliche Hierarchie zu Felde zog. Bei jedem Unternehmen darauf, worinnen ihm seine Bischöfe theils aus Ueberzeugung, theils aber freilich aus Nothwendigkeit, recht gaben, zitterten diese mehr vor dem päbstlichen Zorn, als er selbst. So schienen endlich seine Philosophie und seine Entschlossenheit auch in die Köpfe, und in die Herzen seiner Bischöfe übergegangen zu seyn. Sie, die zu einer andern Zeit ihr Haupt so muthig gegen ihren geistlichen Despoten aufzuheben wagten, sagten ihm jetzt frank und frei: Unsere (die deutsche Königs=) Krone schreiben wir blos einer göttlichen Wohlthat zu (also keiner päbstlichen). Dem Erzbischof von Mainz (also nicht Dir) erkennen wir die erste Wahlstimme zu: Dem Erzbischof von Kölln aber, die königliche Krönung. Die kaiserliche als

(*) Geschichte des Hochstifts Würzburg und dessen Fürstbischöfe, ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Nürnberg 1792. S. 98.

als die höchste, dem Pabst. Was über dieses hinaus ist, ist überflüßige und ungerechte Anmaßung. Die geschriebenen Gesetze der Kaiser, und die Gewohnheitsrechte unserer Vorfahren sind uns gleich heilig. Daher ehren wir in politischen Sachen die Befehle unsers Reichsoberhaupts, und erzeigen in geistlichen Dingen Dir gebührende Ehrfurcht.

Es ist allemal ein redender Beweis der Größe eines Regenten, wenn die Köpfe seiner Unterthanen unter seiner Regierung sich aufklären, und unterscheiden lernen, was ihre Väter und Altväter ein ganzes Leben hindurch, nicht unterscheiden konnten — Wahrheit vom Aberglauben. Friedrichs Bischöfe duldeten dieser Wahrheit wegen viele Verfolgungen in Deutschland, in Italien und in England. Den fränkischen Bischöfen scheint er besonders gewogen gewesen zu seyn. Eberhard der Bamberger, hat diesen Vorzug in Absicht seiner Fähigkeiten, seines deutschen Patriotismus und seiner Thätigkeit, gewiß verdient, und die Bischöfe von Würzburg, nämlich: Gebhard von Henneberg, Heinrich von Berg, Herold von Hoheim, Reinhard, und Gottfried von Biesenburg deßgleichen. Letzterer war noch dazu ein sehr gelehrter Mann, und Friedrichs Kanzler. Der Kaiser war also schon aus der Ursache so gerne in Würzburg, weil er sich auf die Treue der Franken, ungeachtet des päbstlichen Bannes gänzlich verlassen konnte.

Allein dem ungeachtet vergaß er über diese Zuneigung die Grundsätze seiner Politik nicht. Daher blieb er selbst wirklicher Herzog von Franken, und gab dem Bischof Herold und seinen Nachfolgern die Erlaubniß, sich auch Herzoge von Franken schreiben zu dürfen, wonach ihre Vorfahren immer vergeblich, aber auch ohne Grund gestrebt hatten. Damit es aber doch nicht blos bei dem leeren Titul bleiben möchte, so errichtete er für diese Bischöfe ein neues Amt — das Landrichter-Amt über Franken; welches bei den damaligen Zeiten ohnedieß höchst nöthig war, und gestand ihnen dabei das Recht zu, wie die rechten Herzoge ein Schwert mit ins Grab nehmen zu dürfen. Ich kann wenigstens nicht finden, daß sich die herzogliche fränkisch würzburgische Gewalt in der Folge weiter erstreckt habe, als die eines andern fränkischen Bischofs; Schwert und Titul ausgenommen (*).

Man stößt in der Regierungsgeschichte Friedrichs auf eine Menge Thatsachen die beweisen, wie gut sich dieser feine Kopf darauf verstand, die schwache Seite der Personen mit welchen er umgieng, ausfindig zu machen, und mit seinen Absichten zu verbinden. Die Titulsucht seines Zeitalters benutzte er z. E. nicht blos bei diesem

Bischof

(*) Man vergleiche Geschichte des Hochstifts Würzburg und dessen Fürstbischöfe. S. 99. u. f.

Bischof von Würzburg, sondern auch bei seinem Oheim dem alten Welf, bei seinem Vetter dem Herzog von Oesterreich, bei der Republique Pisa und den Vicekönigen von Sardinien, bei dem Herzoge von Meran, bei dem Herzoge von Steiermark, bei den Herzogen von Pommern, u. a.

Welf hätte gerne die Mathildischen Besitzungen in Italien gehabt, obwohl sein Neffe Friedrich als ein Hohenstaufe, nähere Ansprüche darauf zu machen hatte, welches ihm nicht unbekannt gewesen seyn kann. Der eigensinnige Welf suchte eine Ehre darinnen, gerade diejenigen Güter zu besitzen, die so lange der Zankapfel zwischen dem Welfischen und Hohenstaufischen Hause gewesen waren. Der Kaiser belehnte ihn damit, verband sich dadurch seinen alten Oheim immer mehr, der nun sogar verordnete, daß Friedrich sie nach seinem Tod vor seinem andern Neffen (Heinrich dem Löwen) haben sollte. Es sey nun, daß Friedrich ihn unter dieser Bedingung belehnt, oder daß er die Kälte des alten Welfs gegen Heinrich dem Löwen seit einiger Zeit, zu seinem Vortheil benutzt, oder wohl gar unterhalten habe, — genug er wußte warum er die Mathildischen Güter dem alten Welf gab.

Der Markgraf von Oesterreich hatte wie wir wissen, Baiern in Besitz, Friedrich hätte gerne gesehen, wenn er es Heinrich dem Löwen wieder abgetreten hätte. Beide waren nahe mit ihm verwandt, mit Keinem von Bei-

dem

den wollte und durfte er es verderben. Dem Markgrafen lag mehr der bairische Titul als Baierland selbst am Herzen, welches noch immer mehr an Heinrichen, als an ihm hieng. Friedrich änderte den Namen Markgrafschaft in Herzogthum um, gab dem neuen Herzog und seinen Nachkommen den Rang über alle andern deutschen Herzoge — und die Erblichkeit, die andere Fürsten ohnehin auch schon hatten — und vergessen war, Baiern, Heinrich bekam es, und Friedrich hatte seine Absicht erreicht.

Mit den sardinischen Königreichen (eigentlich Vicekönigreichen) des Bariso und seiner Collegen, gieng es fast eben so. Die guten Pisaner, denen Friedrich gewogen war, weil sie ihm öfters seinen Willen thaten, und die Päbste eben so haßten, wie er selbst, hatten Sardinien erobert, mehr zum Besten ihrer Nobili, als zum Besten der Integrität ihres Staats; wiewohl der wenigste Theil von ihnen dieses eingesehen haben mag. Diese Nobili herrschten in den Städten Sardiniens als Potestas oder Richter — so wie nämlich das Patriciat in den Republiquen Deutschlands, oder die Nobili in den Republiquen Italiens, zum Besten ihrer Republiquen von je her geherrscht haben, und noch herrschen sollen. Einer darunter Namens Bariso, Potesta zu Oristagni, wäre gerne König gewesen, und die Republique Pisa sah ihrer eigenen Ehre wegen, nicht scheel dazu. Man ersuchte den mächtigsten König der Christenheit,

Fried-

Friedrichen, ihm die Krone aufzusetzen. Er thats, und erklärte den Potesta zu Oristagni zu seinem königlichen Herrn Bruder. Die Potestas zu Cagliari, zu Torres, und zu Galluri, verfolgten ihren Collegen so lange, bis Friedrich sie auch zu seinen königlichen Herrn Brüdern machte. Nun hatte das Ländchen Sardinien vier Königlein, und die Republique Pisa zum Oberkönig. Aber alle fünfe wurden zugleich ohne es selbst zu wissen, Friedrichs und des deutschen Reichs Vasallen, und fochten für Friedrich und das deutsche Reich, gegen dessen italienische Feinde, indem sie für ihre eigene neu erworbenen Rechte zu fechten wähnten.

In Baiern und Tyrol hatte die Familie der Grafen von Andechs beträchtliche Güter. Friedrich war ihr Verbindlichkeit schuldig, denn sie hatte ihm und dem Reiche tapfer gegen Heinrich dem Löwen, und die Italiener beigestanden. Er gab dem Haupt dieser Familie zur Belohnung den herzoglichen Titul von Meran, die Revenüen und die Macht dazu hatte er zuvor schon gehabt. Mit der Markgrafschaft Steiermark, die er gleichfalls zu einem Herzogthum erhub, hatte es völlig die nämliche Bewandniß. Diese Standeserhöhung waren folglich so wenig als die vorigen, wider die Staatsklugheit und das Interesse des deutschen Reichs.

So lange die angränzenden Wenden nicht unmittelbar mit Deutschland vereiniget waren, hörten die

Strei-

Streitigkeiten zwischen ihnen und den benachbarten Reichsständen nicht auf. Die Sachsen sahen stolz auf sie herab, und behandelten sie auf alle Weise verächtlich. Kein Wunder, daß Heinrich der Löw mit diesen Wenden in beständigem Streit leben mußte, oder vielmehr sie mit ihm. Eigene Fürsten hatten diese wendischen Horden ohnehin schon, die aber natürlich dem deutschen Reiche ihren Tribut nur willkührlich gaben, weil sie das deutsche Reich nicht gegen die Anfälle ihres deutschen Nachbarn schützte. Friedrich machte sie nun seinen Reichsfürsten am Range gleich, indem er ihnen den herzoglich pommerischen Titul beilegte, und ihr Land ordentlich mit dem deutschen Reiche vereinigte.

Unter ihm war die Ehre Deutschlands wieder auf einen so hohen Grad gestiegen, daß einige der vornehmsten deutschen Fürsten die alten ottonischen Reichsämter hervorsuchten, andere aber auf neue sannen, und daß man sich beiderseits solche von Friedrichen erblich verleihen ließ (*).

Friedrichs

(*) So eben fällt mir bei, daß diese Reichserzämter vielleicht doch nicht durchgehends allein auf den Titul abzielten, wenigstens die geistlichen Fürsten sicherlich nicht. Das deutsche Erzkanzleramt des Erzbischofs von Mainz das italienische Erzkanzleramt des Erzbischofs von Kölln, und das burgundische Erzkanzleramt des Erzbischofs von Vienne, hatte wohl

Friedrichs Weisheit und sein Talent strittige Sachen in der Güte beizulegen, ward auch von Inn- und Ausländern so sehr anerkannt, daß sie ihn nicht selten zu ihrem Schiedsrichter wählten, und seinem Ausspruche lieber gehorchten, als den Waffen seiner Vorfahren. Er war es, der einst den tapfern Herzog Welf mit Kaiser Konrad dem Dritten ausgesöhnt hatte. Was bei der großen Erbitterung dieser beiden Starrköpfe die sich bis auf den Tod haßten, und was bei den mancherlei fruchtlosen Versuchen, keinem seiner Zeitgenossen möglich zu seyn schien, das war doch Friedrich dem Rothbart nicht unmöglich. Konrad that ohnehin nicht leicht etwas ohne diesen seinen vielgeliebten Neffen auf den er und sein Haus so stolz war, und Welf sprach ungeachtet er den hohen-

---

wohl seine guten Accidenzien, wenn es darauf ankam, das Reichsoberhaupt für oder gegen eine Sache des Amtsdistricts, mündlich oder schriftlich einzunehmen. Unter unserm Friedrich und seinen Nachfolgern aus dem Hause Hohenstaufen, wären die Sporteln freilich so reichhaltig noch nicht, denn diese Regenten pflegten sich nicht leicht ein X. für ein U. machen zu lassen. Allein bei einigen andern gieng es in der Folge desto besser. Die Herzoge von Böhmen, von Sachsen und Baiern begnügten sich aber wirklich bloß mit dem Titul und der Ehre, dem Kaiser den Trunk zu präsentiren, das Schwert vorzutragen, und das Essen vorzuschneiden, — weil sie nicht wie ihre geistliche Collegen lesen, schreiben und denken konnten.

hohenstaufischen Namen verabscheuete, und ungeachtet gerade Friedrich die Wirkungen seines Hasses so oft vereitelt hatte, doch immer mit Wärme und Achtung von ihm. Er schien gar nicht daran zu denken, daß Friedrich selbst der vornehmste Zweig dieses Hauses war, und so wie Konrad alle Resultate der großen Eigenschaften seines Neffen als Ausbrüche des hohenstaufischen Geblüts betrachtete, so betrachtete im Gegentheil Welf alle Resultate dieser Eigenschaften als Ausbrüche des ächt welfischen Geblüts, welches sich seiner Meinung nach, durch die Mutter dem Sohne mitgetheilt habe. So gelang es Friedrich den väterlichen und mütterlichen Oheim mit einander auszusöhnen, und das Zutrauen und die Liebe des eigensinnigen Welf sich in so hohem Grade zu versichern, daß derselbe mehr noch an diesem jungen Hohenstauf, als an dem jungen Welf (Heinrich dem Löwen) selbst hieng.

Eben so legte er als Schiedsrichter die Streitigkeiten bei, welche unter den dänischen Prinzen entstanden waren. Wie fein er durchgehends war, sieht man daraus, daß er, ohne daß man es merkte, zu seinen Mediationen immer das Interesse der Kaiserwürde und des deutschen Reichs gesellete. Bei Gelegenheit dieser dänischen Vermittelung, war er zum Beispiel, zugleich auf die Wiederherstellung der lehenherrlichen Rechte eines deutschen Reichsoberhaupts über die Krone von Dänemark, bedacht. Deswegen behandelte er dieses Vermitte-

mittelungsgeschäft nicht als Privatsache, sondern zog sie vor die deutsche Reichsversammlung. Wenn der einzige Sueno auf dem Reichstag die dänische Krone aus Friedrichs Händen empfangen hätte, so ließe sich vielleicht mit den dänischen Schriftstellern noch einigermaßen behaupten, daß sich der Kaiser blos als Vermittler, nicht aber als Lehenherr betragen habe; allein es nahm ja auch Suenos Nachfolger, Waldemar diese Krone, öffentlich, das heißt ebenfalls auf dem Reichstag, aus seinen Händen.

Fast gerade so wie bei Dänemark, verfuhr er bei Pohlen. Auch hier waren die Brüder wegen der Theilung uneinig: die Ehre von Deutschland war sogar mit in ihre Streitigkeiten verflochten worden, nachdem der unpolitische Konrad sich selbst unmittelbar auf die Seite des Ruhestörers geschlagen hatte. Vergeblich hatte sich dieser zuletzt bemühet, die Pohlen zu überzeugen, daß er ihr Oberlehenherr sey. Friedrich erwarb sich ihre höchste Achtung dadurch, daß er sie mehr mit Schonung als mit Ernst behandelte, des Ruhestörers Habsucht damit bestrafte, daß er aus einem Könige von Pohlen einen Herzog von Schlesien aus ihm machte, und die Krone von Pohlen dem würdigern Boleslaus zusprach. Pohlen kehrte nun wieder gerne zur deutschen Lehenspflicht zurück, der Exkönig betrachtete den Kaiser als seinen großen Gönner, ohne welchen er selbst ein Herzog ohne Land geblieben wäre, und der wirkliche König gelobte ihm im Namen seines Landes Treue.

Friedrich legte durch sein Ansehen, die Streitigkeiten zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bär bei, die Konrad so viel zu schaffen gemacht hatten. Es scheint nicht, als ob er das Verfahren dieses seines Oheims gebilliget habe, deswegen sprach er Heinrichen schon anfangs die winzeburgischen Güter zu, die ihm von rechtswegen gehörten, und gab Albrechten zur Beruhigung die indessen vacant gewordene Güter des Grafen Bernhard von Plözke. Er nahm sich des verfolgten Heinrichs noch weiter an, verschaffte ihm das Uebrige vom Sachsenlande, dann auch sein Baiern, und stellte den Markgrafen von Oesterreich auf die Weise, wie wir oben gesehen haben, zufrieden.

Das Vermittlungsgeschäft zwischen Heinrich dem Löwen und dem neuen Herzog von Oesterreich war gewiß keine Kleinigkeit, denn beide waren mächtig, und beide mit Friedrichen verwandt, und beide rechneten gleich stark auf seinen Beistand. Aber eine weit schwerere Rolle hatte er zu spielen, als unter seiner Regierung der alte Familien-Groll zwischen den Hohenstaufen und den Welfen wieder aufwachte, sich an die Spitze jener, Friedrich von Hohenstaufen genannt der Rothenburger, und an die Spitze dieser, der alte Welf stellete; der Pfalzgraf am Rhein, die Bischöfe von Augsburg, Speyer und Worms, und der Herzog von Zähringen die welfische, die Herzoge von Böhmen und Tübingen aber, und der Graf von Zollern die hohenstaufische Par-

thei

thei nahmen, und beide Theile Deutschland in Furcht und Schrecken setzten.

Friedrich konnte sich hier als Reichsoberhaupt, und geradezu für keinen Theil erklären, wenn er nicht Uebel ärger machen wollte, und bei seinen übrigen vielfachen und sehr bedeutenden inn- und ausländischen Angelegenheiten, sich nicht in ein noch größeres Labyrinth verwickeln wollte. Seine kaiserliche Macht war auch zu sehr getheilt, als daß er hier mit Nachdruck hätte zu Werk gehen können. Und als Privatperson war er noch übler daran. Der eine Chef war seines Vaters Bruders Sohn, dessen Sache im Grunde betrachtet seine eigene war; der andere war seiner Mutter Bruder, mit dem er es nicht verderben wollte. Er blieb also bei der Veranlassung dieses aufgewärmten Familienzwists stehen, dieß war ursprünglich eine Fehde zwischen dem alten Welf und dem Pfalzgrafen gewesen, den endlich Friedrich beredete, daß er dem alten Welf in einigen Stücken nachgab, und damit gieng diese General-Fehde auch zu Ende.

So kriegerisch Friedrich selbst war, und so sehr und oft er auch Italien dieses als deutsches Reichsoberhaupt fühlen lassen mußte, so sehr eiferte er gegen alle Privatfehden. Seine Fehdeordnung oder sein Landfriede ist noch heut zu Tag ein Beweis seiner Einsichten und seiner guten Grundsätze, die er diessfalls angenommen hatte. Hätte er diese Fehden ganz abschaffen können, er

würde es so gerne gethan haben, als irgend einer seiner Vorfahren und Nachfolger; allein dazu war der Genius seines Zeitalters noch lange nicht geeigenschaftet. Die schimpfliche Strafe des Hundetragens verleidete dem hohen Adel die Fehdelust so wenig, als das Niederreißen der Burgen und die Wied (Strick) dem niedern Adel. Der Kaiser mußte zuletzt froh seyn, wenn sie nur ihre Tapferkeit nicht an der Wehrlosigkeit versuchten, sich wenigstens an seine Ordnung hielten, und nicht wegelagerten.

Daraus, daß er ehemals Baiern Heinrichen wieder zurückgeben ließ, der doch schon Sachsen und also gegen die damalige deutsche Grundverfassung, nun wie sein Vater zwei mächtige Herzogthümer in Deutschland zugleich besaß, darf man nicht schließen, daß er großmüthig auf die Rechnung seiner Staatsklugheit gewesen sey; so wenig man schließen darf, daß er deswegen eroberungssüchtig gewesen seyn müsse, weil er selbst das Herzogthum Schwaben bei dem Herzogthum Franken behielt. Diejenigen Reichsstände welche es für billig hielten, daß man Heinrich bei Baiern und Sachsen lassen sollte, hielten es auch nicht für unbillig, daß der Kaiser als Herzog von Schwaben, nach seines Vettern Friedrichs von Rothenburg Tod, in dem Herzogthum Franken succedirte. Auch hätte er als bloßer Herzog von Schwaben, der vereinten Macht der Sachsen und Baiern, nie die Spitze biethen können; und sich auf die Hülfe einiger ihm ergebenen

nen Reichsstände zu verlassen, war, wie meine Leser öfters schon bemerkt haben werden, immer eine äusserst ungewisse und mißliche Sache für das Reichsoberhaupt.

In Ansehung Burgunds, scheint er eben so wie Konrad der Salier und Heinrich der Dritte, auf deren Charakteristik ich hier verweisen muß, — gedacht zu haben. Und ungeachtet ihm seine zweite Heirath mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reginalds III. von Burgund und Provence, die nächsten Ansprüche auf Burgund gab, so ließ er doch den Herzog von Zähringen dabei nicht leer ausgehen.

Eben so wenig wird man es ihm verdenken, daß er seinen Nachfolger Heinrich die Prinzessinn Kostantia von Sicilien heirathen ließ, und — wie bei Burgund, die Rechte der Gattinnen auf ihre Leibeserben übertrug. Viele betrachteten diese Heirath als ein Resultat seines Eroberungssystem, was eigentlich Resultat seiner Staatsklugheit war. Er suchte dadurch der römischen Hierarchie ihre beste Stütze zu nehmen, und sie zu seinem kaiserlichen politischen Gebäude anzuwenden. Er glaubte dadurch freiere Hände in Italien zu bekommen, um die Päbste in Schranken halten zu können. Diese Verbindung mit seinem Hause, bleibt also immer eine der größten Staatshandlungen. Zwar hat sie seinem Hause in der Folge den Untergang gebracht, aber Friedrich hätte mehr als ein Mensch seyn müssen, wenn er

dieses hätte voraussehen sollen. So lange man noch in Deutschland, mit Otto dem Ersten die römische Kaiserwürde, für durchaus nothwendig hielt. — Man erinnere sich hierbei was ich hierüber bei Konrad dem Salier gesagt habe — so lange mußte auch Friedrich darauf denken, sie zu behaupten.

Kein Kaiser vor ihm, hat die Reichsstädte so sehr begünstiget als er. Warum dieses? Weil er den aufrührerischen Großen in Deutschland die Gelegenheit abschneiden wollte, hinter den festen Mauern dieser Städte ihrem Oberhaupt zu trotzen, und weil er ihnen den Zugang zu den immer vollen Cassen dieser Städte, die ihnen wie die Cassen der reichen Klöster großen Vorschub thaten, abschneiden wollte. Das waren aber noch nicht die einzigen Vortheile, sondern das Interesse dieser Städte war nun fest an das Interesse des Reichsoberhaupts selbst geknüpft; die Sache desselben war nun auch die ihrige. Fiel sein Ansehen, so fiel auch ihre Sicherheit. War er den Großen umher fürchterlich, so blieben auch sie ungeneckt vor ihnen. Ihre Mauern dienten fortan nur den kaiserlichen Truppen zur Retirade — nicht mehr den herzoglichen, bischöflichen, oder andern Reichsfürstlichen Privatvölkern, und ihre Cassen öffneten sich nur dem Reichsoberhaupt willig. So hatten Friedrich und seine Nachfolger oft mitten im Lande des Rebellen, einen festen und vortheilhaften Ort, aus dem sie ihn zu Paaren trieben oder treiben ließen. Lübeck und Regens-

burg wurden allerdings erst unter diesem Kaiser Reichsstädte; beide gegen Heinrich den Löwen, und zwar die erstere gegen die Sachsen, die letztere aber gegen die Baiern.

Ich komme nun auf die vier Thatsachen, die man vorzüglich dazu benutzt hat, um ihn der Nachwelt gehäßig zu machen: auf sein Benehmen gegen seine erste Gemahlinn Adelheid — auf sein Verfahren gegen die Mailänder —, auf sein Verfahren gegen Heinrich den Löwen — und endlich auf seinen Kreuzzug.

Womit will man beweisen, daß Friedrich selbst es auf die Scheidung von seiner ersten Gemahlinn Adelheid angetragen habe? Denn gesagt hat man dieses wohl öfters schon, nie aber bewiesen. Es ist also bloße Muthmaßung, welche im Gegentheil alle Nebenverhältnisse widerlegen. Man sagte, Friedrich habe die allzunahe Verwandschaft zum Vorwand der Scheidung genommen, und scheint nicht daran gedacht zu haben, daß gewöhnlich ganz alleine die Gewissenhaftigkeit der Pfaffen zu diesen Scheidungen Anlaß gab. Unter Heinrich dem Heiligen habe ich ein paar Beispiele angeführt, wobei noch keine so nahe Verwandschaft zum Grunde lag, als hier bei Friedrich dem Rothbart; und dennoch sollten und mußten sich die Interessenten scheiden lassen, wenn sie nicht anders durch ihre Ehe den Himmel der Pfaffen erscherzen wollten. Selbst Konrad der Salier hatte ehemals alles anwenden müssen, um seine Gisela zu be-

halten, die doch nicht sehr nahe mit ihm verwandt gewesen war.

Ueber die Ehe unsers Friedrichs dachte man sicher nicht anders, zumal er mit Adelheit sogar leiblich Geschwisterkind war. Bedenkt man noch, daß er ohnehin auch im Verdacht der Ketzerey stand, und daß man am römischen Hofe alles aufsuchte, um ihn verhaßt zu machen, so wird man sich um so leichter vorstellen können, daß diese Ehe nicht unbenützt blieb, um auf das neue den geistlichen Stab über ihn zu brechen. Wenn er auch auf der einen Seite, standhaft wie Konrad der Salier geblieben wäre, war denn auf der andern Seite, auch Friedrichs Adelheide so entschlossen wie Konrads Gisela, das größte Weib ihres Zeitalters? Wer bürgt dafür, daß die Vorstellungen der Pfaffen, und die Vorurtheile ihrer Zeitgenossen bei dieser eben so wenig Eingang wie bei jener gefunden haben — zumal da hier noch von einer nähern Verwandschaft die Rede war, als dort? Ich habe gesagt, Friedrich stand ohnehin im Verdacht der Ketzerey, durch nichts konnte er den Folgen derselben mehr ausweichen, als wenn er sich der Aufhebung dieser Ehe nicht widersetzte.

Daß er nichts weniger als einseitig, sondern im Einverständniß seiner Gemahlinn dabei zu Werke gegangen seyn müsse, ist wenigstens auch aus der Achtung abzunehmen, mit welcher er dieselbe und ihre Nachkommen und sie hinwieder ihn behandelten. Bekanntlich heirathet

si

sie nach Friedrich, den Grafen Dietho von Rabensberg, einen beständigen vertrauten Freund des Kaisers. Mit diesem zeugte sie Konrad, der so zu sagen unter den Augen Friedrichs erzogen, sich dem geistlichen Stand widmete, in alle Geheimnisse des hohenstaufischen Cabinets eingeweiht, zum Kanzler und Freund Kaiser Heinrichs des Sechsten, und Kaiser Philipps der Söhne Friedrichs emporstieg, dann durch deren Vorschub Bischof zu Hildesheim und endlich Bischof zu Würzburg ward, und bis an seinen unglücklichen Tod wie sein Vater Dietho, troz aller Verfolgungen, der eifrigste Freund und Anhänger des hohenstaufischen Hauses blieb.

Die Mailänder und Consorten hatten Friedrichs Langmuth doch gewiß auf die äußerste Probe gesetzt, bis er an ihnen jene Exempel statuirte. Sie waren es eigentlich, die zuerst die Fahne des Aufruhrs in Italien schwangen, so daß man sogar kaum mit Gewißheit sagen kann, hatten sie den Pabst oder er sie verführt. Mailand war es, welches sich an die Spitze ihrer italienischen Mitschwestern stellete, über sie tyrannisirte, und alle die, welche es mit Friedrich hielten, verfolgete. Diese Stadt war es, welche ihm am öftesten Treue geschworen, und sie am öftesten gebrochen hatte, bei welcher der Kaiser kein Mittel unversucht gelassen hatte, Güte nicht und Strenge nicht, und sie dadurch nicht einmal so weit vermögen konnte, daß sie seine Gesandte und seine und seiner Gemahlinn eigene Personen

ungehöhnt und unbeschimpft, die kaiserlichen Befehle unzerrissen, und die kaiserlichen Palläste unzerstört gelassen haben.

Freilich legen die Nachrichten aus dem Vatikan oder aus den Archiven einiger lombardischen Städte, vieles der Strenge Friedrichs und seiner lombardischen Statthalter bei, allein die Ursachen übergehen sie dabei sorgfältig, die seine Strenge nöthig machten. Freilich scheint die Eides- und Bundesformel dieser Städte, mit Vorbehalt des dem Könige schuldigen Respect entworfen worden zu seyn; allein die Clausul, woraus man dieses abnehmen will, wird von den italienischen Schriftstellern so verschieden mit angeschleift, daß man in deren Aechtheit allerdings einigen Zweifel setzen darf.

Heinrich der Löwe fand in der Folge, und besonders in den neuern Zeiten, viele Vertheidiger auf Kosten Friedrichs. Sie schildern ihn als einen Fürsten, der bei seinen großen Eigenschaften, dem Hasse und Neide des letztern habe unterliegen müssen. Nach meiner Meinung ist Friedrich weit mehr zu entschuldigen, als Heinrich. Friedrich hat in der That, anfangs so großmüthig und edel an Heinrich gehandelt, daß es der größte Undank von dem letztern war, als er ihn in Italien im Stiche ließ. Ohne Friedrichen würde Heinrich Sachsen nur mit Mühe behauptet — und Baiern gar nicht mehr bekommen haben. Dieß kann niemand läugnen, der bedenkt, daß

die sächsischen Bischöfe schon damals Lust zu gewissen Theilen des Sachsenlandes hatten, und daß Friedrich den kriegerischen Albert den Bär, nur mit Mühe zur Verzichtleistung bereden konnte; der ferner bedenkt, daß der Markgraf von Oesterreich eben so ungerne an die Abtretung Baierns kam, und Macht genug hatte, es gegen Heinrich zu behaupten; und der endlich auch noch bedenkt, daß nur der wenigste Theil der deutschen Fürsten sich für Heinrich interessirte, der größte Theil hingegen scheel dazu sah, daß Friedrich hier wieder eine Sache vornahm, die wie sie ungescheut sagten, sie schon längst für abgethan gehalten hätten. Friedrich mußte sich also seiner Großmuth wegen wohl gar noch Vorwürfe machen lassen.

Heinrich kann nicht schuldlos gewesen seyn; dieß zu glauben bestimmen mich eine Menge Umstände: der Haß aller seiner Nachbarn; der Haß seines väterlichen Oheims, Welfs sogar; seine heimliche Anhänglichkeit an den Pabst und die lombardischen Städte, und seine Unthätigkeit gegen sie; sein heimliches Einverständniß mit seinem Schwiegervater dem König von England, der Friedrich ebenfalls immer entgegen handelte; sein Stolz gegen seine Mitstände; seine Eifersucht gegen Friedrich selbst als ihm der alte Welf seine Stammgüter in Schwaben, noch mehr aber als er ihm Tuscien vermachte; die Gleichgültigkeit, mit welcher bei weitem der größte Theil Deutschlands, über sein Schicksal votirte u. v. a. m.

Ich

Ich gebe endlich noch zu, daß der alte Welf wenigstens gerechter gegen den letzten des welfischen Hauses in Absicht seiner Stammgüter hätte handeln können; allein warum hatte Heinrich die Liebe seines Oheims durch seinen Geitz verscherzt? Friedrich suchte sich in seinem Herzogthum Schwaben zu arrondieren; Heinrich that ja das Nämliche in seinem Herzogthum Sachsen. Konnte man es nun Friedrichen verdenken, wenn er die gute Stimmung Welfs für ihn benutzte, und sich von ihm zum Erben einsetzen ließ, mit dem er wenigstens eben so nahe verwandt war, als Heinrich, — und da er dadurch zugleich den Feind seines Hauses aus dem Herz seiner Erblande schaffen, und vielen Streitigkeiten vorbeugen konnte? Hätte ihm nicht dieses geringe Opfer Heinrich für die Herzogthümer Sachsen und Baiern gönnen sollen, wenn ja unter diesen Umständen noch von einem Opfer die Rede seyn kann.

Auf Tuscien hatte — wie ich schon in den beiden vorhergegangenen Charaktern bemerckt habe, das welfische Haus gar nicht einmal so gültige Ansprüche als das hohenstaufische. Friedrich hatte es blos aus Gefälligkeit gegen seinen alten Oheim, diesem bedingungsweise abgetreten. Daß sich Heinrich noch unter diesen Umständen darauf Rechnung machte, ist ihm kaum zu verzeihen. Die Beschuldigung Friedrichs, daß er ihm selbst nach der Krone getrachtet, scheint nicht leer gewesen zu seyn. Hätte der Kaiser Alexandern

dern unterliegen müssen — an Heinrichs guten Willen fehlte es nun einmal nicht, — wäre also dadurch Deutschland wieder in die mißliche Lage gekommen, wie es unter dem unglücklichen Heinrich den Vierten war, so hätte sicherlich kein anderer Friedrich die Kaiserkrone öffentlich streitig machen dürfen, als der dem päbstlichen Hofe so beliebte welfische Abkömmling — Heinrich der Löwe.

Friedrich mußte wohl mißtrauisch und aufgebracht über Heinrich seyn, nachdem dieser seine Freundschaft so sehr getäuscht, und nachdem er ihn auf der allerempfindlichsten Seite angegriffen hatte. Vielleicht würde aber Heinrich dennoch wenigstens noch eines von seinen Herzogthümern gerettet haben — wenn gleich nicht Sachsen; worauf schon zu sehr die sächsischen Prälaten ihr Absehen geworfen hatten, — doch Baiern, wo weniger Schwierigkeiten sich zeigten: hätte nur Heinrich seinen Stolz früher verläugnen können, sich auf die mehrmal an ihn ergangene Ladung eingefunden — und durch seinen Trotz den Kaiser nicht zum höchsten Zorn, und seine Mitstände nicht zum höchsten Unwillen gereitzt.

Alles dieses muß man genau erwägen, wenn man ein richtiges Urtheil über Friedrichs Charakter fällen will, und dann wird man auch nicht läugnen können, daß er noch immer schonend genug gegen Heinrich verfuhr,

fuhr, da er ihm doch wenigstens seine Braunschweigischen Länder ließ, um die er ihn bei der großen Autorität, in der er allenthalben in Deutschland stand, wahrscheinlich vollends hätte bringen können, wenn er selbst gewollt hätte.

Friedrich machte einen Kreuzzug. Der philosophische Friedrich, der schon einmal unter Konrad dem Dritten die Beschwerlichkeiten eines Kreuzzuges persönlich erfahren hatte, dem alle Unbequemlichkeiten sowohl in Absicht der Individualität als auch in Absicht der Integrität Deutschlands unmöglich entgangen seyn konnten. Dieser einen Kreuzzug! Wie räumt sich dieser und unter solchen Umständen, mit seiner gepriesenen Philosophie — mit seiner Staatsklugheit überein? Viele Schriftsteller erklären diesen Schritt für eine Schwäche seines Alters. Allein dieß scheint mir selbst nicht genug zu seyn. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Friedrichs Zeitalter seiner eigenen Philosophie und der Philosophie vieler seiner Bischöfe unbeschadet, doch noch lange nicht das unsrige war — daß man sowohl in der politischen als in der moralisch-physischen Welt, wie hundert Jahre zuvor, noch immer für Sünde hielt, was man heut zu Tag gerade für Unsinn halten würde — und daß sich der Wirkungskreis jener Philosophie nicht einmal so verhielt wie Eins zu hundert.

Unmöglichkeiten muß man daher nicht fodern. Friedrich hatte nun beinahe vierzig Jahre regiert, und

als

als das höchste aller weltlichen Potentaten in der Christenheit noch keinen Kreuzzug gemacht, war so lange ungerührt geblieben bei den Vorwürfen, daß man das gelobte Land, wo der Heiland gebohren, gestorben und begraben worden, so unverantwortlich in den Händen der Unglaubigen ließ! so lange ungerührt bei den Klagen der Pilgrime, die wegen der Saracenen noch immer nicht sicher zu dem heiligen Grabe wallfahrten konnten — so lange ungerührt gegen die Predigten der Pfaffen, die allen denen Vergebung der Sünden verkündigten, die das gelobte Land diesen Unglaubigen entreißen — oder entreißen helfen würden! Ganz Occident; Mann, Weib, Kind und Gesind, lief noch immer wie bezaubert von Tag zu Tag nach dem Orient zu, kein Jahr war vergangen, wo nicht die Könige und Fürsten Europas, zu Wasser und zu Land neue Völker nachgeschickt und den Zug persönlich angeführt hätten. Und Friedrich, der nach der Meinung der Päbste und des pöbelhaften Fanatismus, so viel Sünden als Haare auf seinem Haupte hatte, war so lange ungerührt geblieben, hatte den sogenannten Vater der Christenheit zu Paaren getrieben, während er die vermeinten Feinde derselben (die Saracenen nämlich) hätte zu Paaren treiben sollen. Die Päbste schleudern ihre Bannstrahlen über den Erzketzer herab, der sie zwar verachtet, viele seiner Bischöfe mit ihm; wenige nicht, deren aber doch genug sind, um das Volk mit Beihülfe der Mönche in einer Art von Spannung und Mißtrauen gegen denselben

selben zu erhalten. Die ächtgläubigen Engländer spucken bei seinem Namen aus, steinigen seine Gesandten, wenn sie auch gleich Bischöfe sind, verschließen ihnen die Kirchen, reißen sie von den Altären — weil sie dem Erzketzer dienen. Wenn dieß Friedrich nicht ist, so darf er sich ja nur legitimiren durch den sichersten, zuverlässigsten Weg — durch einen endlichen Zug nach Palästina, dessen Vollgültigkeit allgemein anerkannt ist. Wenn er der Liebe und Zuneigung seiner treuen Deutschen noch länger vergewissert seyn will, so muß er endlich selbst ihnen zu gefallen, diesen Zug noch in seinem Alter antreten. Deutschland und Italien sind jetzt so ziemlich ruhig, von den Päbsten hat seine kaiserliche Hoheit jetzt nichts zu befürchten. Keine Ausrede sichert ihn mehr gegen den allgemeinen Wunsch der Freunde, und gegen die Zudringlichkeit der verkappten Feinde. —

Leser! rufen Sie die Barbarei des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in ihr Gedächtniß zurück — und gestehen Sie sich dann selbst: Friedrich war der erste philosophische deutsche Kaiser, wenn er auch gleich einen Narrenzug kommandirte; denn ihn nöthigten weit wichtigere Ursachen dazu, als seinen Oheim Konrad. Die Maaßregeln die er bei dieser Gelegenheit nahm, sind die letzten Zeugnisse seiner Politik und seiner Kriegskunst. Er starb bei der Gelegenheit eines jähen Todes, im Jahr 1190. zu Seleuzia in Armenien — wie ein Augenzeuge Tagino, Decan im Stift Passau, ausdrücklich meldet. Seine Re-

gierung

gierung hatte acht und dreißig Jahre gedauert. Man sagt, sein Symbol sey gewesen: Qui nescit dissimulare nescit imperare. Ich zweifele sehr, ob man dieses von sicherer Hand habe, weil Friedrich der Mann nicht war, der seine Grundsätze so öffentlich als Motto zur Schau getragen hätte, und noch dazu einen Grundsatz, durch dessen Bekanntmachung er bei seinen Zeitgenossen seine Absichten nie würde erreicht, und sich durchaus verhaßt gemacht haben. Wahrscheinlich ist es also eine gehäßige Anspielung auf Friedrichs Regierungsgeschichte, von einem witzigen Kopf der spätern Zeiten aus der Antifridericianischen Literatur gefolgert.

Er war in aller Rücksicht, eines unserer größesten und verdienstvollesten Reichsoberhäupter, und vorzugsweise glaube ich ihn den ersten philosophischen Kaiser nennen zu können.

Heinrich VI. (*)

1190. — 1197.

Heinrich der Sechste, der Sohn Friedrichs des Rothbarts und der Beatrix von Burgund, war gebohren im Jahr 1165, trat die Regierung über Deutschland an 1190. in seinem fünf und zwanzigsten Jahr, also in einem Alter, wo er gar wohl fähig war, das Gute und Nützliche von dem Bösen und Schädlichen, in der moralischen und politischen Welt zu unterscheiden. Viele Historiographen verabscheuen sein Andenken; wenige im Verhältniß, suchen ihn zu entschuldigen — aber nur zu entschuldigen, denn vertheidigen läßt er sich nicht. Biethe man auch alle Kräfte auf zu untersuchen, in wie ferne das Bild, welches seine Zeitgenossen — und vorzüglich die Italiener von ihm entwarfen, Copie oder Ideal ist, so wird man doch nie an der Aehnlichkeit mit dem Original zweifeln können.

Selbst die wenigen deutschen Schriftsteller, die seine Vertheidigung übernommen haben, sprachen ihn nicht frei vom Geiz, von der Ungerechtigkeit, von der Unversöhn-

(*) Als deutsches Reichsoberhaupt; als römischer Kaiser aber, der Fünfte dieses Namens. S. erste Note bei Heinrich dem Vogler.

söhnlichkeit, von der Grausamkeit 2c. denn sie sagen oder beweisen im Grunde, nicht mehr und nicht weniger, als daß er nicht in so hohem Grade geizig, ungerecht, unversöhnlich, grausam 2c. gewesen seye, als die Andern behaupten. Freilich hatten alle Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen, die Italiener schon aus politischen Gründen, nicht zu Freunden, aber Heinrichs Feinde waren sie auch noch aus moralischen Gründen. Haben die italienischen Chronisten bei einem oder dem andern Regenten aus dem Hause Hohenstaufen Fabeln unter Geschichten gemischt, so kann man sie durch ihre gleichzeitigen deutschen Collegen immer widerlegen; nur bei Heinrich dem Sechsten nicht.

Wäre er von Natur ein am Geiste schwacher Fürst gewesen, der sich also von Andern entweder freiwillig hätte leiten lassen — oder leiten lassen müssen: oder hätte er, aus Mangel eines guten Vorgängers, sich erst eine neue Bahn in der Regierungskunst brechen müssen; dann könnte man ihn vielleicht entschuldigen. Allein beides war, wie man weiß, bei weitem nicht der Fall bei ihm. Das Einzige, was er aus der großen Schule seines Vaters behielt, war Tapferkeit, die aber seine Fehler gar sehr verdunkelten. Man wollte ihn einst mit dem verewigten Heinrich dem Vogler vergleichen. — Weiter nichts als ein Hofkompliment. Ein königlicher Liebhaber der Jagd und des Vogelfangs — dieses Zeitvertreibs Heinrichs des Voglers vor seiner Königswahl,

 ist

ist ja darum noch kein Heinrich der Vogler. Ich gebe auch zu, daß Heinrich der Sechste bei allen seinen Unthaten gelehrt, mächtig und siegreich war. Allein Heinrich der Vogler schuff sich Macht, Siege und Völkerwohlstand selbst. Heinrich dem Sechsten hingegen hatte sein Vater vorgearbeitet. Glück und Uebermacht verschafften ihm seine Siege, und keines seiner Völker war zufrieden unter seiner Regierung.

Sein Eigensinn und seine Herrschsucht verachteten allen guten Rath, giengen in Despotie über, und glichen zuletzt einem reißenden Strom, der jeden Damm, welcher seinem Laufe im Wege steht, mit Gewalt durchbricht, und jedes kleine Hinderniß mit sich fortnimmt. So opferte er seinen Absichten den Freund wie den Feind, und rächete sich fürchterlich an denjenigen, die sich solchen je widersetzt hatten. Denn Großmuth kannte er nicht, oder wollte er nicht kennen.

Schon die Art und Weise, wie er sich die Kaiserkrönung verschaffte, mußte ihn bei seinen Zeitgenossen, und muß ihn auch bei der Nachwelt in einem gehäßigen Licht darstellen. Man vermißt dabei gänzlich die Entschlossenheit seines Vaters gegen die römische Curie und das römische Volk. Sollte denn seine eilfertige Gewährung der päbstlichen Bedingungen, ihren Grund wirklich in der augenblicklichen Nothwendigkeit der Krönung gehabt haben? Schwerlich wird man das Gegentheil bewei-

beweisen, daß er nicht überhaupt mit Pabst Cölestin III. zum Nachtheil des deutschen Reichs und zum Privatnutzen seiner selbst unter einer Decke gelegen haben sollte.

Cölestins Vorgänger, Klemens III. war ein erklärter Feind des hohenstaufischen Hauses, der Tankred von Sicilien, aus allen Kräften unterstützte. So wie Klemens die Augen zuthat, änderten sich die Grundsätze des Vatikans — zum Vortheil des deutschen Reichs? nein! sondern zum beabsichteten Vortheil Heinrichs und zum beabsichteten Nachtheil Tankreds. Daß Heinrich diesem nichts anhaben konnte, war in der That Cölestins Schuld nicht; wollte er doch gelegenheitlich seinem Freund Heinrich zu Gefallen, seine Bannstralen auf den ehrlichen Tankred herabschleudern. Hatte er doch ein andermal sich ganz ruhig verhalten, da Heinrich dem Bißthum Lüttich zwei Beweise seiner Hinterlist, seiner Grausamkeit und seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit in ihrer Investitur-Sache zugleich und kurz hintereinander gab. Ein so gutes politisches Einverständniß zwischen einem höchsten geistlichen und einem höchsten weltlichen Despoten muß kein Jahrhundert aufzuweisen haben.

Man höre einmal, Prinz Albert von Brabant dringt durch, ungeachtet der heimlichen Cabalen Heinrichs gegen ihn, und wird Bischof. Wenn er seinen Gegner an reelen Eigenschaften nicht übertrifft, so ist er ihm zuverläßig gleich. Die Wahl mag nach Verdienst

 abge-

abgemessen seyn, und Albert hat noch überdieses die Stimme des Volks für sich. Allein der Kaiser ist ihm nun einmal nicht gewogen, läßt den armen Lüttichern ihre Häuser niederreißen, und besteht vergeblich auf einem Andern, weil Albert nach Rom zu gehen willens ist. Zum Glück stammt dieser aus dem angesehenen und reichen Hause der Herzoge von Brabant. Der Kaiser scheint den Vorstellungen desselben Gehör zu geben, weil es so bedeutend im Reiche ist, und jetzt dem Candidaten um seiner Familie willen gewogen zu seyn. Der Pabst aber verkauft ihm das Pallium theurer als gewöhnlich, weil diese Familie so reich ist. Jetzt ist Albert auf dem Rückweg, und wird ermordet — ermordet von Leuten, die nach wie vor an Heinrichs Hofe bleiben. Heinrich bleibt nicht frei vom Verdacht, aber es liegt doch nur Vermuthung zum Grund der Klage bei der römischen Curie — daher Cölestin auch keine Rücksicht darauf nimmt, wenn gleich sonst die römische Curie, wie wir Beweise die Menge in der Reichsgeschichte vor- und nachher haben, wohl öfters auf einen sandigten Boden gebaut hat.

Noch ein Beispiel dieser Freundschaft. Der Herzog von Oesterreich war von Richard König in England beleidigt worden. Durch einen Zufall wird der König der Gefangene des Herzogs, der ihn Heinrichen ausliefert, welcher diesesmal so großmüthig ist, und eine dem Herzog angethanene Beleidigung auf sich selbst zieht. Im Grun-

de

de betrachtet, war es wohl nichts anders als brennende Begierde, sich wegen der ehemaligen Unterstützung Heinrichs des Löwen zu rächen. Richard soll also nicht eher loskommen, bis England eine für damalige Zeiten ungeheure Summe Geldes, ein Drittheil ohngefähr für den Herzog, und zwei Drittheile für den Kaiser bezahlt haben wird. Man klagte in Rom, daß ein Mann — ein König sogar, der von dem gelobten Lande zurückgekommen, ungescheut der Kirchen = Satzungen und der Bannstrafe, die auf deren Uebertretung gesetzt sey, gefänglich verwahrt werde; Cölestin blieb kalt.

Die Königinn Mutter schrieb selbst nach Rom, und bath um die vielvermögende päbstliche Verwendung wegen Loslassung ihres Sohnes; Cölestin blieb immer kalt. Sie schrieb öfter; und der Pabst, welcher wohl wußte, daß sein Freund das Geld so gern habe als er selbst, antwortet endlich, daß er sich mit einem so mächtigen Herrn als Heinrich, nicht gerne abwerfe, sie möchte also nur machen, daß die verlangte Ranzion je eher je lieber nach Deutschland geschafft würde. Diese Ranzion erscheint endlich, sie ist so hoch angeschlagen, daß sie erst durch die heiligen Kloster = Schätze vollzählig gemacht werden konnte. Man schrie allenthalben in England Ach! und Wehe! über Heinrich den Kirchenräuber und Ketzer. Und diese Stimme wiederhallte in Rom; Cölestin blieb dennoch kalt.

Die Vertheidiger Heinrichs nennen diese seine Brandschatzung Englands, Staatsklugheit. Wenn der Geiz Staatsklugheit genennt zu werden verdient, so war unter allen deutschen Reichsoberhäuptern keines so staatsklug als Heinrich der Sechste (*). Denn wir finden mehr solche Beweise seiner Staatsklugheit, wovon das Reich keinen Nutzen hatte. Diese Gefangennehmung Richards bleibt allemal eine äußerst ungerechte Handlung und grobe Beleidigung des Völkerrechts. Man ist nie im Stande, ihr den Mantel der Gerechtigkeit umzuwerfen, da Richard — ganz ohne Absagebrief oder Kriegserklärung, verhaftet ward — und sein Streit in Palästina eigentlich eine Privatsache war, die den Herzog von Oesterreich insbesondere angieng, und worein man sich von Reichswegen gar nicht einmal mit Grund mischen konnte.

Diese außerordentliche Nachsicht und Gefälligkeit eines römischen Bischofs gegen ein deutsches Reichsoberhaupt und noch dazu gegen einen Hohenstauf, war zuverläßig nichts anders als das Resultat ebenmäßiger theils vorhergegangener theils von Zeit zu Zeit nachgefolgter Nachsichten und Gefälligkeiten Heinrichs gegen Cölestin

(*) Und Albert der Erste, auch Friedrich der Dritte, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werde.

Cölestin, — das Resultat der Opfer, die Jener diesem in den treuen Bundsgenossen, den Genuesern, Pisanern u. a. gebracht hatte — das Resultat endlich der unverzeihlichsten Impolitique Heinrichs.

Daß er auch in das boshafte Verlangen der Römer einwilligte, und ihnen die Stadt Tusculum Preiß gab, läßt sich schlechterdings so wenig von Seiten der Staatsklugheit als von Seiten der Moralität entschuldigen. Wenn man die Treue der tapfern Tusculaner, mit der sie dem deutschen Reich unter Friedrich dem Rothbart, stäts zugethan waren, und den Eifer, womit sie ihren feigen — nichts destoweniger aber mächtigern und treulosen Nachbarn, den Römern bei jeder Gelegenheit das Gleichgewicht hielten, wenn man, sage ich, dieses mit dem jetzigen Benehmen Heinrichs in Vergleichung stellt, und darauf einen Blick auf die zerstümmelten Glieder dieser braven Stadtbewohner, auf die im Blute schwimmenden Leichname ihrer wehrlosen Weiber und ihrer unschuldigen Kinder, und auf die Ruinen ihrer Stadt wirft, so kann man nicht anders als das Herz des Mannes verabscheuen, der auf eine so schreckliche Weise seine besten Freunde verrathen konnte; so kann man nicht anders als ein Mißtrauen in die Staatsklugheit und Uneigennützigkeit des Regenten setzen, der sich und das deutsche Reich zugleich und freiwillig um eine der besten Stützen brachte.

Mit dem Einwurf, daß Heinrich aus Mangel der nöthigen Kenntniß der Sachen in Italien, dabei einzig und allein nach den Eingebungen seiner Potestas gehandelt habe, machen seine Schutzredner zwar ohnehin auch weder seinem Kopf noch seinem Herz ein Compliment. Allein ich habe vorhin schon zu verstehen gegeben, und mehr seiner Handlungen beweisen es auch, daß er nicht gewohnt war, erst lange zu fragen, was er thun oder lassen solle, daß übelverstandener Stolz, Habsucht und Eigensinn seine herrschenden Laster waren — und daß er immer die augenblickliche Befriedigung seines Privatnutzens, der noch dazu öfters nur eingebildet war, dem Interesse des deutschen Reichs vorzog. Und überdieses waren ja die Potestas keine Feinde der treuen Tusculaner, sondern nur Feinde der abtrünnigen Städte in der Lombardey. Auch kann es Heinrichen in der Schule seines Vaters nicht einmal an Gelegenheit gefehlt haben, sich von der wahren Beschaffenheit der Sachen in Italien die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Zudem hatte ihm derselbe Männer hinterlassen reich an Erfahrung, deren Rath er nur hätte befolgen dürfen, um sicherer zu gehen und besser zu handeln.

Daß ihm Cölestin bei der Krönung die Krone noch einmal mit dem Fuß vom Kopfe gestoßen habe, halte ich ebenfalls gänzlich für Erdichtung; aber nicht deswegen, weil es dem Charakter Heinrichs nicht ähnlich seyn soll, sich mit solchen Ceremonien krönen zu lassen: —

denn

denn derjenige, welcher größere Opfer seines augenblicklichen Gewinnstes wegen bringen kann, bringt aus eben der Ursache wohl auch kleinere — eher noch deswegen, weil Cölestin selbst viel zu sehr mit Heinrich einverstanden war, als daß er ihn mit solchen Ceremonien hätte krönen sollen — hauptsächlich aber deswegen, weil gerade dieser Anekdote kein einziger gleichzeitiger Italiener erwähnt, die deutschen Zeitgenossen ebenfalls nicht, und ein deutscher Mönch der damaligen Zeit — der sogenannte Mönch von Weingarten nämlich, sogar ausdrücklich meldet, daß Heinrich auf eine glorreiche Weise gekrönt worden sey. Der Urheber jener Anekdote war der verdächtigste Schriftsteller unter allen, Baronius, — der nämliche also, der jene Krönungs-Anekdoten von Friedrich dem Rothbart zuerst aufzeichnete, — der Jahrhunderte nach Heinrichen lebte, — der sich eifrig angelegen seyn ließ, das Ansehen der Kaiser eben so sehr herabzusetzen, als er das Ansehen der Päbste zu erheben bemüht war — der aus dem Archiv des Vatikans, als dem einzigen richtigen geschrieben haben wollte — und der endlich wirklich unter der Aufsicht und auf Befehl der römischen Curie schrieb, und ein vollkommen leidenschaftlicher Italiener war. Alles, Gründe genug, die den Historiker berechtigen müssen, diese Anekdote aus dem Gebiet der Geschichte zu verweisen.

Sein Verfahren gegen die Tusculaner mißbilligten selbst seine Deutschen, die nun gleich anfangs seiner Re-

gierung anfiengen, eine Vergleichung zwischen Vater und Sohn anzustellen, bei welcher der Letztere gar sehr verlohr. Die Lombarder verabscheuten es lauter. Den Römern diente es dazu, um sich auf Kosten seines Verstandes zu belustigen. Und den Sicilianern ward entsetzlich bange bei der Schilderung solch einer Scene, die sich in ihrer Nachbarschaft zutrug; bange bei dem Gedanken, daß ihrer ein König erwarte, der so eben ein braves treues Volk den Mordstahlen und der Wuth der Feinde ohne Noth, überlassen habe. War es ein Wunder, daß die Sicilianer alles aufbothen, um einer augenscheinlichen Tyranney zu entgehen?

Ich überlasse es der Entscheidung meiner Leser: ob man den Sicilianern nicht zu viel that, als man sie bei der Gelegenheit des Meineids oder der Treulosigkeit beschuldigte; denn wenn sie gleich Konstanzien auf den Fall, daß ihr Bruder unbeerbt mit Tod abgehen würde, zum voraus gehuldiget — oder wie ich eher glauben will, ihr zum Theil, auf den Thron ihres Bruders Hoffnung gemacht haben sollten; so thaten sie dieses gewiß nicht aus der Absicht, um dadurch einen Tyrannen zu bekommen.

Heinrich war selbst viel an dem Mißtrauen Schuld, das seine neue Unterthanen in seine Regierung setzten. Statt ihnen Beweise zu geben, daß sie sich in der Vorstellung, die sie sich von seinen Landsleuten überhaupt, und von ihm insbesondere machten, geirrt, hatte

er

er sie, wie gedacht, in ihrem Argwohn nun erst recht bestärkt. So, daß wenn sich zuvor nur ohngefehr der vierte Theil der Sicilianer für Tankred erklärt hatte, so erklärte sich jetzt die ganze Volksmasse für denselben. Tankred blieb also König und Heinrich zog leer ab.

Wenn Heinrich die große Seele und den Verstand seines Vaters besessen hätte, so würde er die Liebe der Sicilianer, die ihm doch so äußerst nöthig war, wenigstens nach dem Tod seines Gegners, noch zu gewinnen gesucht haben; allein wie bezeichnete er jetzt den Antritt seiner Regierung? Durch Sengen, Brennen und Morden, was ihm und seinen Leuten unter die Füße kam. Hier sah man einem ehemaligen Anhänger Tankreds die Augen ausstechen, dort einem andern Hände und Füsse abhauen; hier wieder einen lebendig an einen Pfahl stecken, dort einen andern lebendig schinden, und noch einen andern auf einem glühenden Throne jammern, dem eine glühende Krone auf dem Kopfe genagelt war. Es scheint nicht, daß je ein heydnischer Monarch diesen christlichen, an Despotie, Grausamkeit, Unversöhnlichkeit und Geiz übertroffen habe. Hält man diese Schilderung für übertrieben, so nenne ich meinen Gewährsmann, — Otto von Sankt Blasius. Er war wohlgemerkt, kein Italiener, dieser Otto, sondern ein ehrlicher Deutscher, ein Zeitgenosse Heinrichs.

Elende Ausflüchte der Apologeten Heinrichs, wenn sie diese die Menschheit entehrenden Handlungen damit

zu beschönigen suchen, daß sie Wirkungen des Zorns über seine rebellischen Unterthanen waren, auf deren Land er ein gegründetes Recht gehabt habe. — Niederträchtige Schmeicheley, wenn sie die Menge Geiseln, die er nach Deutschland schleppte, und dort nicht als Staatsgefangene, sondern als die gröbsten Verbrecher behandelte, und die Summen Geldes, die er den Sicilianern abnahm, unter solchen Umständen noch, als Beobachtung des Staatsinteresse und als königliches Eigenthum aufführen.

Ich habe schon einmal dargethan, daß Heinrich nie größerer Staatsmann war, als wenn er Silber und Gold witterte, oder ihm nach der Eroberung eines fetten Landes] gelüstete. So war er auch Staatsmann, als er Lust zum Meißner Lande hatte, denn diese an Getreid und Wein fruchtbare Markgrafschaft, hat bekanntlich außerdem auch silberschwangere Berge. Ob er auch Absichten auf das orientalische Kaiserthum, auf Palästina, auf Numidien u. m. a. gehabt habe, an deren Ausführung ihn der Tod hinderte, will ich eben nicht behaupten; wenn es gleich wahrscheinlich ist, da es ihm bei dergleichen Gelegenheiten wirklich nie an gutem Willen fehlte.

Allein das ist wohl außer Zweifel, daß er die deutsche Krone auf sein Haus zu vererben suchte, und wenn er länger gelebt hätte, alles aufgebothen haben würde,

um

um Deutschlands republicanische Verfassung in eine absolute Monarchie umzuschaffen. Von diesem letztern ließ er sich gegen die Reichsversammlung zu Worms freilich nichts merken, denn er war seines Symbols ståts eingedenk: Qui nescit tacere, nescit loqui; allein håtte er nur noch die Sachsen und den Erzbischof von Mainz auf seine Seite bringen können, so würde die absolute Monarchie der Erblichkeit schon nachgefolgt haben.

Die Franken und Schwaben waren ohnehin in naher Verbindung mit dem Hohenstaufischen Hause, der Herzog von Oesterreich war bei allen Gelegenheiten das Herz und Schild dieses Hauses (*), hatte aber auch dafür die Ehre, seinen kaiserlichen Freund an das Divide et impera! erinnern zu dürfen, wie wir oben bei der Gefangennehmung Richards gesehen haben, und wie wir jetzt wieder sehen können, da Leopold von Oesterreich mit stillschweigender Genehmigung Heinrichs, das erledigte Steyermark mit Oesterreich vereiniget. Die Erblichkeit von Oesterreich ward schon von Friedrich dem Rothbart privilegirt, und gehört also eigentlich nicht in das Heinrich — Leopoldinische Vergleichs-Project. Hingegen war die Erblichkeit Baierns, der Hauptbeweggrund, weswegen der Herzog von Baiern

ern

(*) Schon Friedrich der Rothbart nannte das Herzogthum Oesterreich Cor et clypeum Imperii romano-germanici — so sagte er; aber Cor et clypeum domus staufensis — dachte er.

ern damit einverstanden war. Die kleinern Fürsten und Stände Deutschlands, außer Sachsen, durften nichts dagegen sagen, aus Furcht der Rache Heinrichs, wie sie nach dessen Tod offenherzig beichteten — und huldigten also wirklich aus Furcht dem ungebohrnen Kind — nachherigem Friedrich dem Zweiten.

Vergleicht man nun das Zeugniß des Gervasius Tilberiensis, eines Zeitgenossen Heinrichs damit, so ist mir dasselbe hinreichend genug, um einen Aufschluß über Heinrichs vorgehabte Staatsumwälzung Deutschlands zu geben; wenn auch gleich keine besondere Urkunde auf unsere Zeiten gekommen ist.

Tankred hatte ehemals Konstanzien in seiner Gewalt gehabt. Sey es nun, daß er sie großmüthig an Heinrich ausgeliefert hatte, oder durch die Drohungen Cölestins geschreckt; genug, er hatte sie unbeschädigt an Leib, Ehre und Leben ausgeliefert. Wenigstens sollte Heinrich in der Folge Rücksicht darauf genommen haben: allein auch das that er nicht einmal, denn er ließ sowohl Tankreds Wittwe als deren Sohn gefangen nach Deutschland abführen, und den Letztern dort — entmannen. So sagten und schrieben wenigstens die Italiener — und die deutsche Nachwelt muß es glauben, wenn sie auf Heinrichs grausame Politik und auf seine übrige Denkungs- und Handlungsart zurückblickt.

In keinem der Hohenstaufe tobte der Familienhaß gegen die Welfen so heftig, als in Heinrich dem Sechsten, der doch selbst wie sein Vater, von Hohenstaufischen und Welfischen Geblüt zugleich abstammte. Heinrich der Löwe hatte bereits schrecklich für sein Vergehen an dem deutschen Reiche und Friedrich dem Rothbart gebüßt und büßte noch. Ein so mächtiger und stolzer Fürst herabgesetzt zu einem der unbedeutendsten — noch dazu auf einige Zeit flüchtig und unstät im Auslande, was kann demüthigender und schmerzlicher für solch einen Mann seyn. Selbst Friedrich that sich Zwang an, eine Thräne zu verbergen, als Heinrich sein Urtheil verkündiget ward, welches er um seiner selbst und um des Reichs willen nicht wohl ändern konnte, und der stolze, unbiegsame und treulose Heinrich der Löwe, hatte es verdient. Vergessen aber war nach diesem Urtheil alle weitere Privatrache Friedrichs, der, wenn er länger gelebt, oder in Deutschland zugegen gewesen wäre, nie zugegeben haben würde, daß seinem Feind weiter etwas an seinen übriggelassenen Ländern abgezwackt worden wäre.

Nicht so sein Sohn Heinrich der Sechste, der auch hier wieder eine einem Andern angethanene Beleidigung aus Mangel der Großmuth, zu seiner eigenen machte, schadenfroh zusahe, wie man Heinrich den Löwen aus bloßer Habsucht, noch kleiner machen wollte, und soviel an ihm war, selbst dazu half. Er haßte um Heinrichs des Löwen willen, dessen ganze Anverwandschaft;

verfuhr aus der Ursache mit, so hart gegen dessen Schwiegervater, Richard von England; schlug um des Vaters willen, dem Sohn seine Base die Prinzeßinn Agnes von Hohenstaufen ab, und als deren Vater der Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen seine Tochter dem jungen Welf dennoch verwilligte, mußte dieser Oheim alles anwenden, daß er nicht selbst bei seinem Neffen in Ungnade fiel, und die ganze Hohenstaufische Familie aufbiethen, um das Haupt ihres Hauses zur Bestättigung der Heirath und zur Versöhnung mit dem welfischen Hause zu bewegen.

Heinrich der Sechste starb zu Messina am Gift, ohne daß man behaupten kann, seine Gemahlinn Konstanze habe ihm solchen zugebracht, im Jahr 1197. um Michaelis, alt zwei und dreißig Jahr, im siebenten seiner Regierung. Begraben liegt er zu Palermo. Er ward nicht geliebt, sondern gefürchtet von den Deutschen, gehaßt von den Italienern, und gefürchtet und gehaßt zugleich, von allen auswärtigen Staaten.

Heinrich der Sechste, ein christlicher Tyrann auf dem sicilianischen Thron, und ein Despot auf dem deutschen — mit Recht der Grausame genannt.

Philipp

Philipp.

1198. — 1208.

Wenn Verstand, Tugend und Bestreben den Endzweck seines Daseyns auf vorzügliche und ausnehmende Art zu erreichen ehrwürdig machen, so war Philipp, der Bruder Heinrichs des Sechsten, gewiß eines der ehrwürdigsten Oberhäupter des deutschen Reichs. Ich kann ihn meinen Lesern nicht besser ankündigen, als wenn ich ihnen einstweilen sage, daß er in Ansehung der Moralität, das gerade Gegentheil seines Bruders war, und daß er weit entfernt wie dieser, zu despotiren, vielmehr glaubte, daß der Regent um der Glückseligkeit des Volks willen da sey. Er machte nicht wie Heinrich, die Leidenschaften des Regenten zur Grundlage des Herrschersystems, sondern folgte dabei den Gefühlen seines wirklich guten Herzens, unter Beistimmung seines klugen Kopfs.

Tapfer und weise wie seine Ahnen, hatte er schon bei Lebzeiten seines Bruders, sich den Angriffen des Pabsts und seiner Spießgesellen auf Tuscien, mit einer Geistesgegenwart und mit einem Muth entgegen gesetzt, die seinen Landsleuten schon zum voraus verkündigten, daß er sich unfreiwillig nichts nehmen lassen, und daß

er kein blinder Verehrer des Pabsts seyn werde. Philipp war Markgraf von Tuscien.

So unangenehm dem römischen Stuhl die Nachbarschaft eines Hohenstaufen überhaupt war, um so unangenehmer war ihm jetzt die Nachbarschaft eines Philipps, der alle Eigenschaften eines guten Landesvaters besaß, die Gemüther der Italiener durch Güte zu gewinnen, und dadurch alle Versuche der römischen Curie, um sie wieder von Philipp abzuziehen, fruchtlos zu machen wußte. Auch im Cabinet war Philipp kein Neuling, er verstand sich so gut darauf, Urkunden nach der Absicht seiner Vorfahren zu erklären, als sie hingegen irgend ein Pabst der vorigen Zeiten nach der Absicht der seinigen zu erklären verstanden haben mag.

Philipp achtete auch den päbstlichen Bann nicht — schon als bloßer Markgraf von Tuscien nicht, seine deutschen Krieger, die ihm nach Italien gefolgt waren, liebten ihn ohnehin zu sehr, als daß sie sich an seiner Person hätten vergreifen sollen, und unter den Tusciern fanden sich zwar hie und da noch einige, die sich allenfalls hätten brauchen lassen, die Absichten seiner Feinde zu befördern — aber auch nur zu Anfang der Tuscischen Regierung Philipps. — Damals konnte sich derselbe freilich noch nicht für sicher genug in Italien halten, und eilte daher nach Deutschland zurück. Wie aber wenn seine guten Eigenschaften bekannter in Tuscien würden, wenn nicht nur Tuscien, sondern auch das

übrige

übrige Italien einsehen lernte, daß es Vorurtheil und Täuschung wäre, womit es sich bisher, wenigstens seit Philipps Zeiten, zum Nachtheil desselben von Rom aus habe gängeln lassen. — Lauter mißgünstige Aussichten für das Vatikan.

Das Königreich Sicilien sahe man in Rom bereits als einen Zuwachs des römischen Stuhls an, der Pabst hatte auch wirklich alle Maasregeln getroffen, um sich dessen während seiner Vormundschaft über den jungen Friedrich, so viel möglich in der Stille, zu versichern. Nur Philippen den wackern Oheim scheuete man mit Grund, um so mehr als er von Tuscien aus, leicht den Plan verrücken, und den Pabst wohl gar nöthigen konnte, ihn fahren zu lassen.

Daß alles was Hohenstauf hieß, nun auch nicht mehr den deutschen Thron besteigen — nicht mehr Kaiser werden dürfe, um weder Sicilien noch Tuscien behaupten zu können, stand mit im Plane. Dem unmündigen Friedrich hoffte man während seiner Vormundschaft leicht alle Aussichten darauf benehmen zu können, wenn nur Philipp, der sich desselben so thätig annahm, wenigstens unwirksamer gemacht werden könnte. Fortdauernder Haß, Verfolgungen und Hindernisse von allen Seiten, mußten diesen von dieser Zeit an, wo er gieng und stand — begleiten, und die Bischöfe in Deutschland erhielten Befehl, die in Rom geschnitzten Pfeile

auf alles was Hohenstauf hieß, oder hohenstaufisch gesinnet war, abzuschießen, und immer einen Gegenkaiser um den andern aufzutreiben.

Man kann dem edelmüthigen Oheim seine Achtung nicht versagen, der gleichwohl in seinen Bemühungen fortfuhr, seinen unmündigen Neffen, der sich aufgedrungenen fürchterlichen Vormundschaft zu entreißen, um dessen Person und Geist zu sichern, und der mit so außerordentlichem und anhaltendem Eifer über dessen Rechte wachte, daß er sogar seine eigene Sicherheit darüber auf das Spiel zu setzen kein Bedenken trug. Man kann sie ihm nicht versagen, wenn man liest, wie ihm jetzt selbst die geistlichen Herrn in Deutschland, theologisch zu demonstriren suchen: daß man einem Kinde im Mutterleibe keine Treue zu halten brauche, weil es noch kein Christ sey — und wie die weltlichen Herren Deutschlands, unter der Ausflucht der Furcht, sich von ihrer Verbindlichkeit juristisch loszumachen bemühen. Wenn man, sage ich, dieses liest, und dennoch Philippen noch immer keine Anstalten für sein eigenes Interesse treffen siehet.

An Philipps Biedersinn zweifelte in der That nur allein der Feind aller Hohenstaufe — die römische Curie. Sie ganz alleine maß ihm eine unedle Absicht bei, als er sich, um seinem Neffen den deutschen Thron zu erhalten, selbst darauf setzen mußte, unbekümmert übrigens, was der hämische Vormund dem Kinde weißmachen würde. Dieses Kind, der nachmalige Kaiser

Fried-

Friedrich der Zweite, segnete als Jüngling und als Mann, dankbar die Asche seines Oheims, und rettete also in der Folge selbst den Charakter desselben gegen mißgünstige Deutungen.

Die Hohenstaufische Familie hatte um jenen kritischen Zeitpunkt, in der That einen wahren Schatz an Philipp, ohne welchen die deutsche Krone schon jetzt, zuverläßig für das hohenstaufische Haus verlohren gewesen wäre. Wenn ich vorhin gesagt habe, daß die deutschen Großen dem Sohn Heinrichs des Sechsten nicht allzugünstig gewesen wären, und daß sie sich durch List von ihrer Verbindlichkeit loszumachen gesucht hatten, so muß man darum nicht glauben, als wenn sie sich gar nicht rechtfertigen ließen. Heinrich war in der That der Mann nicht gewesen, dem man willig hätte gehorchen — oder um dessentwillen man seinem Sohn hätte geneigt seyn können. Ich vermeide gerne Wiederholungen, und bitte also meine Leser lieber noch einmal einen Blick in seine Charakteristik zu thun. Der hohenstaufische Name war wirklich durch Heinrichs Person auch außer Sachsen, hier und da in Deutschland, so sehr verhaßt worden, daß wohl ohne die Person Philipps, sich nicht leicht Jemand für das hohenstaufische Haus erklärt haben würde.

Philipp war es also, dessen Eigenschaften der Unschlüßigkeit der Deutschen, und der Ueberredung einiger ihrer Vorgesetzten das Gleichgewicht hielten. Ueberdachte

 man

man zum Exempel den Druck, unter welchem Deutschland zuweilen unter Heinrichs Regierung schmachtete, so mußte sich dabei doch immer auch der Gedanke aufdringen: Philipp milderte ihn in Heinrichs Abwesenheit, so gut er konnte. Erinnerte man sich an Heinrichs Grausamkeit, Geiz, Unversöhnlichkeit und Ungerechtigkeit, so fiel Einem dabei Philipps Gütigkeit, Freigebigkeit, Großmuth und Gerechtigkeit ein. So schätzte man zu gleicher Zeit Philipp den Hohenstaufen in eben dem Grad, in welchem man Heinrich den Hohenstaufen haßte.

Bieder und brav handelte er gegen seinen und seines Hauses zweiten Erbfeind, seinen Gegenkaiser Otto, der, wenn er nur wenigstens wie Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachsen gedacht und gehandelt hätte, von ihm eine Entschädigung erhalten haben würde, die seinem Hause auf einmal wieder zu dem verlohrnen Glanze verholfen haben müßte, — eine Entschädigung aus dem eigenen Mittel Philipps, nämlich seine Tochter, und mit ihr das beträchtliche Herzogthum Schwaben.

Die kleinen Distrikte, die er unter die bisherigen Anhänger seines Hauses spendete, waren größtentheils entweder aus seinem Herzogthum Schwaben, oder dem Herzogthum Franken. Und was er an baarem Geld austheilte, um sich und seinem Hause dafür neue Freunde zu erkaufen, war aus dem sicilianischen Schatze seines Bruders Heinrichs genommen. Das Reich verlohr dabei auf keinem Fall. Ueberhaupt aber bezweifelt Niemand

mand die Wahrheit, daß er von Natur zur Güte und Freigebigkeit geneigt gewesen sey. Wenn er ja die Gränzen darinnen überschritten haben sollte, so lag der Grund sicherlich mehr in der Herausforderung seines Gegners, als in dem Vorsatz, denselben an Bestechungskunst zu übertreffen. Schlimm genug, daß die deutsche Königskrone damals eine Sache war, die nicht anders als an den Meistbiethenden weggegeben ward.

Die Art und Weise, wie er sich gegen Ottocar von Böhmen betrug, liefert Beweise seiner Klugheit, Uneigennützigkeit, Herzensgüte und Seelengröße zugleich. So sehr er auch dieses Mannes bedurfte, um sich des Uebergewichts über seinen Gegner zu versichern, so nahm er sich doch in Acht, sich zu dessen Sclaven zu machen, oder sich und seinen Nachfolgern wesentlich etwas zu vergeben. Man könnte hier einwerfen: einige seiner Vorfahren hätten zwar auch verschiedenen böhmischen Herzogen den Königstitul verliehen, aber immer nur als ein Personalwerk — nicht erblich, wie Philipp. Man möchte also vielleicht denken, daß er sich hier wirklich eines Staatsfehlers schuldig gemacht habe. Ich antworte: Philipp änderte dadurch das bisherige Verhältniß Böhmens gegen das deutsche Reich nicht im mindesten, und der erbliche Königstitul nutzte Böhmen so wenig, als wenig er dem deutschen Reiche schadete. Daß ihn Philipps Vorfahren nicht schon erblich machten, hatte seinen Grund lediglich in einer Art von Eifersucht dersel-

ben gegen ihre mächtige Vasallen, die eben so gut von fürstenmäßiger Geburt waren wie sie, und von denen sie sich durch den ausschlüßigen Königstitul unterscheiden wollten.

Der kluge Philipp sahe sehr wohl ein, daß durch erbliche Verleihung des böhmischen Königstituls seiner und seiner Nachfolger Machtvollkommenheit nicht zu nahe getreten werden könne. Die Verleihung kam ja doch von ihm als deutschem Reichsoberhaupt, und der damalige böhmische Regent hatte seine Standeserhöhung ja auch nur für sich und seine Nachkommen in der Eigenschaft eines deutschen Reichsvasallen erhalten. So blieben sie ungeachtet dieser Erblichkeit nach wie vor Vasallen, und die deutschen Könige ihre Lehenherren.

Daß sich Böhmen demungeachtet — und wenigstens in der Folge mehr als bisher herausnehmen — untreu seinen Pflichten gegen das deutsche Reich werden — und nach einer Unabhängigkeit trachten würde, war auf keinen Fall zu befürchten. Denn es befand sich unter dem Schutz des deutschen Reichs zu sicher, als daß es sich durch Losmachung von seinem bisherigen Lehensverhältniß, seinen Nachbarn hätte blosgeben sollen. In der That dachte auch Böhmen nie im Ernste an eine Trennung von dem deutschen Reiche, und der Erfolg rechtfertigte den Schritt Philipps vollkommen.

Doch diese Reflectionen waren noch nicht die einzigen Beweggründe, die Philipp zur Willfährigkeit gegen

Ottocar bestimmt haben konnten. Meine Leser werden sich noch aus der Charakteristik Friedrichs des Rothbarts erinnern, daß die Markgrafschaft Oesterreich zu einem Herzogthum, und zwar zu dem glänzendsten unter allen umgeschaffen worden war. Da nun das weit ältere Herzogthum Böhmen jenem weder nachstehen wollte noch konnte, so sahe Philipp kein anderes Mittel vor sich, als Böhmen wieder um eine Stufe höher zu heben. Die Vorzüge Oesterreichs waren erblich, und der böhmische Königstitul durfte es also jetzt nicht weniger seyn.

Ottocar, stolz darauf, daß er durch seinen Beitritt Philipp das Uebergewicht über seinen Gegner Otto verschafft hatte, mißbrauchte die Dankbarkeit seines Freundes und rechnete darauf, daß derselbe sein ungerechtes und unbilliges Verfahren gegen seine rechtmäßige Gemahlinn gut heißen, und die Scheidung bewirken helfen würde. Philipp war allerdings dankbar, dieß hatte er dem neuen König von Böhmen schon hinreichend bewiesen, aber er war es nicht auf Kosten der Gerechtigkeit. So sehr er also des Beistandes Ottocars noch ferner benöthiget war, so sehr verabscheuete er doch dessen Ungerechtigkeit und Unbilligkeit, und unterstützte vielmehr die Gemahlinn, als ihn. Otto bewarb sich nun um Ottocars Freundschaft, und erhielt sie — auf kurze Zeit, denn sehr bald wußte sich der kluge aber auch biedere Philipp, durch erlaubte und seiner Ehre unschädliche Mittel, sich denselben wieder so geneigt als zuvor zu machen.

Er hatte den Grundsatz, daß man nur im Nothfall, zur Sicherheit des Eigenthums und seiner Rechte kriegen müsse — nicht aus Habsucht oder Neigung. Wirklich lag es auch nicht an ihm, daß Deutschland die ganze Zeit seiner Regierung hindurch ein Schauplatz innerlicher Zwietracht war. That er etwa nicht alles, um sich mit seinem Gegner zu vergleichen? Wie sehr bemühete er sich nicht durch großmüthige Aufopferungen und Geschenke an Geld und Gütern die schrecklichen Folgen der deutschen Anarchie zu hemmen? Er zeigte beinahe täglich, daß es ihm mehr um die Ruhe seines Vaterlandes und um die Rechte seines Hauses zu thun sey, als um die Vermehrung des Reichthums desselben. Satius recurrere quam male currere, pflegte er deswegen zu sagen. Daß seine Bemühungen fruchtlos waren, daran waren doch gewiß ganz alleine die römischen Cabalen Schuld, und die Leichtglaubigkeit, Zuversichtlichkeit, der Hochmuth und der Eigensinn Ottos.

Freilich war er nicht so bereitwillig zum Schlagen wie sein Gegner, aber bereitwilliger zum Nachdenken vor der Schlacht, als dieser; zuverläßig also auch ein besserer Heerführer als Otto. Er suchte mehr seinen Feind durch Großmuth als durch Waffen zu überwinden, und gieng mit dem Blute seiner Unterthanen so sparsam um, daß er es nicht anders als in der Noth und bei der größten Wahrscheinlichkeit des Sieges verspritzen ließ, und Gut, Ehre und Gefahr mit ihnen theilte. Ein solcher

cher edler und großer Mann war Philipp, daß er selbst mitten unter seinen fehdelustigen Mannen, stolzer auf den Namen eines Vaters des Vaterlandes, als auf den Namen eines wackern Kämpen war, und daß er selbst noch unter den günstigsten Aussichten auf einen gewissen Sieg, seinem Gegner Otto die Hand zum Frieden both. Es fehlt nicht an Leuten, die dieß alles für Mangel der glänzenden kriegerischen Eigenschaften seiner Ahnen hielten, und noch halten; so sehr ist man gewohnt, über dem Krieger den Menschen zu vergessen; allein seine Zeitgenossen dachten weit richtiger, und Otto verlohr allemal, wenn sie eine Vergleichung zwischen ihm und Otto anstellten.

An Beispielen seiner Klugheit, die man so sehr an ihm bewunderte, ist die Geschichte seiner Regierung sehr reichhaltig. Am besten zeigte sie sich in seinem Verhalten gegen Innocenz III.

Innocenz III. hatte sich bekanntlich des Richteramts zwischen Philipp und Otto angemaßt, ein sehr partheyischer Richter, der offenbar auf der Seite des Letztern war, und dem Erstern mehr schadete, als alle andere Bundesgenossen seines Feindes. Philipp suchte diesen furchtbaren Mann gleichfalls auf seine Seite zu ziehen, allein Otto hatte demselben bereits solche Erbiethungen gemacht, die der Ehre und Macht seines Reichsoberhaupts gleich starken Abbruch thaten. Die nämlichen Erbiethungen verlangte der Pabst jetzt von Philipp.

Dieser

Dieser suchte den habsüchtigen und durchtriebenen Innocenz von einer Zeit zur andern aufzuziehen, und gieng endlich, da er dadurch seine Absicht nicht erreichte, den einen Theil der Foderungen zwar auch unbedingt ein — den andern Theil aber nicht anders als bedingungsweise.

Ich will hier nur Tuscien nennen, worauf Innocenz gerade sein vorzüglichstes Augenmerk hatte. Wahr ist es, Philipp machte ihm Hoffnung darauf so gut als Otto, und dem Pabst war die Versicherung des Erstern wichtiger als die des Letztern, weil Philipp im Besitz von Tuscien war. Allein Philipps Politik und kaiserliche Hoheit hätte an dieser Klippe nie so sehr scheitern können, wie die Politik und kaiserliche Hoheit seines Gegners; denn seine Einwilligung in diesen Theil der päbstlichen Foderung bewirkte höchstens nur eine Vergünstigung — nie ein Recht. Sie setzte Innocenz in die sehr fatale Lage, zwischen seinem Eigennutz und seinem Staatsinteresse wählen zu müssen. Denn dieser Mann hatte zu lange die Rolle des Eiferers für das Letztere gespielt, als daß er nun mit Ehren solches verläugnen hätte können. Um dieses zu verstehen, muß ich sagen, daß Philipp zwar wohl in die Abtretung Tusciens gewilliget hatte, aber nicht für den Pabst, sondern für dessen Nepoten. Tuscien sollte also nie als Zuwachs des römischen Stuhls betrachtet werden dürfen, sondern nur als Heirathsgut, welches Philipp — abermal aus seinem Mittel — seiner Tochter für ihren künftigen Gemahl, den Nepoten,

in der fortdauernden Eigenschaft eines deutschen Reichslehens, mitgegeben habe.

Weder die Heirath, noch die Abtretung Tusciens kam zu Stande, weil Innocenz seine Freundschaft für Philipp noch immer zu hoch anschlug, und es Otto noch immer nicht am Willen, wenn gleich am Vermögen fehlte, seinen Gegner zu überbiethen. Aber Philipp hatte wahrscheinlich dieses vorausgesehen, und dieses Intermezzo dem Pabst deswegen geben lassen, um dessen Aufmerksamkeit von dem politischen Schauspiel in Deutschland so lange abzuziehen, bis er selbst darinnen als die Hauptperson zum Vorschein kommen könne. Wirklich hatte während jenem Intermezzo, Philipp sich immer mehr Freunde in Deutschland gemacht, den Pabst bewogen, ihn endlich selbst vom Banne frei zu sprechen, und seinem Gegner zu rathen, ihm nachzugeben. So sehr hatte er den listigen Innocenz getäuscht, daß da Otto seinem Rath nicht folgte, er denselben auf einige Zeit ganz seinem Schicksale überließ. Zu spät nahm dieser zärtliche Vater seinen Irrthum wahr, zu spät nahm er nun Otto mehr als jemals zu seinem lieben Sohn an. Philipp war und blieb die erste Person des Schauspiels. Ganz Deutschland applaudirte ihm, und fieng an zu zischen, sobald Otto das Theater betrat.

Daß man unter Philipp ebenfalls einen Kreuzzug findet, war am allerwenigsten seine Schuld. Er gehörte

mit

mit in jenen Plan der römischen Curie, der ihm im Grunde betrachtet, so gut als seinem Gegner, nachtheilig seyn sollte. Keine weltliche Macht war vermögend, ihn zu vereiteln, so lange die weltlichen Köpfe auf der geistlichen Schaukelmachine schwindelten. Aber er selbst blieb in Deutschland, und ließ dafür den Wallenden klingende Münze austheilen — um sich auf ihrer Reise gegen den Hunger zu schützen. So entgieng er der Falle Innocenzens, und so vereitelte er die Hoffnung Ottos zugleich.

Ich muß hier noch nachholen, daß die Natur unsern Philipp nicht zu einem rohen Krieger seiner Zeit erschaffen hatte, denn sie gab ihm, wenn sie ihn gleich übrigens sehr wohl gebildet hatte, doch nicht die erforderliche Dauerhaftigkeit. Um so mehr also muß man Philipp bewundern, und um so ehrwürdiger ist er, als er nichts destoweniger seine ganze unruhige Regierungszeit hindurch, so außerordentlich thätig war.

Zehen Jahre hatte er gegen den Hochmuth und die beispiellose Hartnäckigkeit seines Gegners, und gegen die Anmaßungen und den Geiz Innocenzens zugleich kämpfen müssen, und seine Absicht aller angewandten Mühe, aller großmüthigen Aufopferungen seines Eigenthums — das wahre Kennzeichen des ächten Patriotismus — durch den Weg der Güte also, noch nicht erreichen können. Jetzt erwartete ihn, wie gedacht, der

günstige

günstige Zeitpunkt, in welchem er höchst wahrscheinlich, seinen Gegner würde genöthiget haben, ihm den deutschen Königsthron allein zu überlassen. — Aber während den Anstalten zu dem deswegen erfoderlichen Feldzug, ward er zu Bamberg, am 21. Juny 1208. durch die Hand eines falschen Freundes, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht, in einem Alter von etlichen Dreisigen, im zehnten seiner Regierung.

Ob er Anlaß zu diesem Meuchelmord gegeben, ist meines Erachtens noch lange nicht so ausgemacht, als man insgemein dafür hält. Die Sage von einer Unredlichkeit Philipps gegen den Wittelsbacher, gründet sich auf ein bloßes: Man sagt — der damaligen Geschichtschreiber, und ist seinem allgemein anerkannten biedern Charakter durchaus nicht angemessen. Freilich muß der Wittelsbacher eine Ursache gehabt haben, freilich ächtete ihn Kaiser Otto; allein ob sich nicht demungeachtet eine Ursache — eine mittelbare Ursache aus dem Vatikan oder der Harzburg herholen ließe — ob man nicht vermittelst des Wittelsbachers, die Kastanien aus der heißen Asche langen wollte — dieß ist Stoff zum Nachdenken für meine Leser.

Ich für meine Person entscheide nicht, allein auf die Umstände darf und muß ich aufmerksam machen, daß Philipp kurz vor seiner Ermordung, schon wieder

in die Ungnade Innocenzens gefallen, und dagegen gerade um diese Zeit, Otto mehr als zuvor und hernach, der liebe Sohn des heiligen Vaters war. — Ich darf darauf aufmerksam machen, daß gerade damals dieser Otto endlich einmal zur vollen Ueberzeugung gekommen seyn mußte, er werde nun gewiß unterliegen müssen, und daß man auch in Rom ohne Kopfzerbrechens voraussehen konnte, die dortige Patrocinanz werde dem Günstling jetzt nichts mehr nützen. — Ich darf darauf aufmerksam machen, daß dieser Günstling des ermordeten Philipps Tochter nun zwar um ihres jungen furchtbaren Vetters willen — des jungen Löwen aus Süden, nicht länger verschmähete, sie aber hingegen wider ihre Neigung, an ihn vermählt worden war. — Ich darf darauf aufmerksam machen, daß Otto nicht auf eigenen Antrieb, sondern gezwungen den Mörder ächtete, weil die Fürsten des Reichs, um den Thränen der kindlichen Liebe, der Beatrix Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Acht einmüthig beschlossen, und ihren Gemahl dadurch gleichsam nöthigten, sie zu vollziehen. — Ich darf und muß endlich auch darauf aufmerksam machen, daß die gute Beatrix viele Verfolgungen von ihrem Gemahl erduldete, und wenig Jahre nach ihrem Vater am Gift starb, so daß man noch bis diese Stunde ungewiß ist, ob sie ihn wirklich freiwillig genommen habe.

Philipp, der edelste Mann seiner Zeit, der wenn er länger gelebt, oder wenn es ihm geglückt hätte, seinem geliebten deutschen Vaterland die Ruhe wieder zu geben, ihm gewiß so nützlich gewesen wäre, als je einer seiner Vorfahren und Nachkommen. Er steht in der Reihe der wahrhaft großen Oberhäupter des deutschen Reichs.

Otto IV.

Philipp und Otto. 1198 — 1208.
Otto alleine. 1208 — 1211.
Otto und Friedrich II. 1211 — 1218.

Um eine zuverläßige Charakteristik Otto des Vierten zu liefern, muß man von dessen Geburtsjahr überzeugt seyn.

Johann Jacob von Moser (*) setzte die ganze Lebenszeit dieses deutschen Reichsoberhaupts auf acht und zwanzig Jahre ungefähr. Wollte man seine Muthmaßung für richtig annehmen, so müßte man glauben, daß Otto bei Antritt der Regierung Deutschlands, erst sieben Jahr alt gewesen sey. Man müßte denken, daß seine Vormünder oder sein Ministerium ohne sein Zuthun, in seinem Namen und auf seine Gefahr, mit Philipp um die deutsche Krone gerungen hätten. Die Geschichtschreiber voriger Zeiten würden sich mit einemmal

(*) In seinen Grundlehren der deutschen Staatsgeschichte zur Vorbereitung auf das deutsche Staatsrecht. Stuttgart 1776. 8. S. 118.

mal lächerlich gemacht haben, weil sie im Grund betrachtet, den großen Abstand eines siebenjährigen Knaben oder eines unreifen Jünglings, wie dann Otto gewesen seyn müßte, von Philipp einem sehr klugen Manne, gezeigt hätten. Und von den zwanzig elendsvollen Jahren, die man mir auf die Rechnung Ottos schrieb, dürfte dann nur das Fünftheil darauf passiren. Der Eigendünkel Ottos; sein unbegränztes Vertrauen auf die Autorität seiner geistlichen Gönner; seine Hartnäckigkeit bei den endlichen Vorstellungen seiner weltlichen Gönner; seine unverzeihliche Zuversicht auf die Schätze der Engländer; sein unbegreiflicher Mangel an Einsicht, der ihm nicht einmal gestattete zu beherzigen, daß Realität aller Art, immer nur auf der Seite seines Gegners sey — alles dieses — kurz, die ganze oben angeführte erste Periode vom Jahr 1198 — 1208. müßte bei seiner Charakteristik wegfallen, so bald nämlich die Moserische Vermuthung gegründet wäre.

Allein sie ist nichts weniger als dieses. Ich setze ihr folgenden Gegenbeweis. Heinrich der Löwe hatte mit der Mutter Ottos, Mechtild, König Heinrichs II. von England Tochter, drei Söhne gezeugt, wovon der älteste auch Heinrich, nachmaliger Pfalzgraf bei Rhein, der Zweite unser Otto, und der Dritte Wilhelm, der Stammvater des heutigen königlichen großbrittannischen und herzoglich braunschweigischen Hauses waren. Von diesem letztern und jüngsten Sohn wird, als von einer

besondern Merkwürdigkeit ausdrücklich gemeldet, daß ihn sein Vater während seines Exils, erst in England gezeugt habe. So muß also Otto schon vor dem Exil, oder wenigstens um das Jahr 1180. gebohren worden, und er bei seiner Königswahl acht und zwanzig Jahre alt gewesen seyn. Hier hätten wir nun ebenfalls die Zahl acht und zwanzig, und fast glaube ich, daß Moser das Alter, in dem Otto deutscher König ward, mit dem Lebensalter desselben verwechselt habe.

Ich habe noch einen Grund übrig, womit ich meine Behauptung unterstützen kann. Innocenz und die übrigen Anhänger Ottos nahmen hauptsächlich die Minderjährigkeit des nachmaligen Friedrichs des Zweiten zum Vorwand, warum sie sich für Otto erklärten. Wenn nun Otto selbst noch minderjährig oder selbst nur ein Kind von sieben Jahren gewesen wäre, wie hätten sie denn ohne zu erröthen, diesen Vorwand nehmen können?

Pütter (*), welcher Ottos Geburt in das Jahr 1180. setzt, kam der Sache wohl etwas näher, allein unbezweifelt richtig kann seine Angabe, nach meiner vorhin gemachten Ausrechnung, doch auch nicht seyn. Sey ihm aber jetzt wie ihm wolle, so findet Otto, glaube ich festiglich, unge-

(*) In seinen Tabulis genealogicis ad illustr. Hist. Imperii.

ungeachtet seines Apologeten Meiboms, mit Recht noch immer mehr Tadler als Lobredner.

Es ist nicht Schein, sondern Wahrheit, daß durch seine Herrschsucht, Eigensinn und Impolitik, vielleicht auch durch seinen angeerbten Familienhaß, dem deutschen Reiche zwanzigjähriges Unglück bereitet worden ist. Es ist nicht Schein, sondern Wahrheit, daß er seinem Vater zwar nichts an persönlicher Tapferkeit, aber destomehr an Klugheit nachgestanden habe. Jedermann, nur er nicht, nahm den großen Unterschied wahr, der dießfalls zwischen ihm und seinem Gegner herrschte. Es ist nicht Schein, sondern Wahrheit, daß hauptsächlich er sein deutsches Vaterland, seine eigene Familie, und sich selbst, durch innerliche Kriege unglücklich machte, und Roms Habsucht Gelegenheit schaffte, dieses Ungemach noch zu vermehren.

Es ist endlich nicht Schein, sondern Wahrheit, daß er entweder so unklug war, um nicht vorauszusehen was jeder Vernünftige vorausgesehen hatte — oder welches noch schlimmer — so leichtsinnig und ungewissenhaft war, um nicht voraus sehen zu wollen, was jeder bedachtsame Patriot schlechterdings hat voraus sehen müssen. Von dieser Seite betrachtet, läßt er sich gar nie entschuldigen. Es fehlte gewiß nicht an Leuten, die ihm sein tollkühnes Unternehmen, das hohenstaufische Haus verdrängen zu wollen, recht augenscheinlich gezeigt haben. Hatte er nicht das Beispiel Bernhards von Sachsen und

Bertholds von Zähringen vor sich? — Er hätte sich nur immer der Warnung Philipps des Zweiten, Königs von Frankreich, erinnern dürfen, der ihn wegen seines Unternehmens zum besten hatte, und ihm beim Abschied lächlend die Versicherung gab, daß wenn er sich gegen die Hohenstaufe behaupten würde, er ihm seine drei besten Städte in Frankreich geben wollte.

Ein Mann, der sich selbst, sein Haus und seine ganze Nation hätte glücklich und mächtig machen können, und es nicht wollte — ein Mann, der weder Recht noch Billigkeit auf seiner Seite hatte, dem nach und nach alle — alle seine Hoffnungen scheiterten, und nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen war — ein Mann, gegen welchen sich die Verachtung seiner Zeitgenossen allmählich zu regen begann, und der doch immer noch auf keinen gütlichen Vergleich achtete, um sie von sich abzuwenden; ein solcher Mann ist gewiß weniger wegen seines Unglücks zu bemitleiden, als wegen seiner unedlen und eigensinnigen Beharrlichkeit zu tadeln.

Wenn Otto wirklich großentheils aus einfältiger Ergebenheit für den päbstlichen Stuhl gegen sein Vaterland gesündiget hätte, so ließe er sich mit keinem deutschen Reichsoberhaupt besser vergleichen, als mit seinem Urgroßvater, Kaiser Lothar. Allein einfältig wie dieser, war er gewiß nicht — zuverläßig so listig wenigstens, um einzusehen, daß er ohne des Pabsts und seiner frommen Söhne in Deutschland Beihülfe, die Krone gar nie

errei=

erreichen würde. Ich glaube mich gänzlich überzeugt zu haben, daß man seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl, nach einem ganz falschen Gesichtspunkt betrachten würde, wenn man sie für etwas anders als für List halten wollte.

Seine gerühmte Großmuth, Gerechtigkeit und Billigkeit, finde ich wenigstens nicht in seinem Betragen gegen Philipp. Es kann aber wohl seyn, daß seine gleichzeitigen Verehrer seine Schenkungen mit den glänzenden Prädicaten Großmuth, Gerechtigkeit und Billigkeit belegten, ohne daran zu denken, daß er sie nicht umsonst bereichert haben wollte. Er hatte in der Hoffnung, daß er als Kaiser sich wieder erholen werde, ziemlich verschenkt; anfangs schien dieses noch freier Wille zu seyn, in der Folge betrachtete man es als Schuldigkeit. Es gieng ihn um kein Haar besser, als weiland Arnulfen und Lotharn, welche die Geistlichkeit gerade so wie ihn in die Reihe der deutschen Reichsoberhäupter eingeschoben hatte. Bald hatte er sich so verschenkt, daß er beinahe ein Herzog ohne Herzogthum war. —

Nun fieng er an mit fremdem Kalbe zu pflügen, und seine Anhänger auf Kosten seines Gegners und des kaiserlichen Ansehen zugleich, zu dotiren. So that er auf alles, was die fränkischen und schwäbischen Kaiser mit so vieler Mühe wieder zum deutschen Reich gebracht hatten,

seinem Patron Innocenz zu Liebe, Verzicht: auf die Freiheit der deutschen Appellationen nach Rom, auf das Investiturrecht, auf das Recht der Pabstwahl, und auf viele und beträchtliche italienische Lehen. Man findet nicht, daß Otto so difficil war, in die Forderungen des Pabstes einzuwilligen, als Philipp. Dieser pflegte, um Zeit zu gewinnen, immer seine Entschließung von einer Zeit zur andern aufzuschieben, hingegen Otto war gleich bereit.

Solch ein staatskluger, gerechter und billiger Mann war dieser von Gottes und des Pabsts Gnaden König — (*), um so staatskluger, gerechter und billiger, als die italienischen Lehen nicht sein, sondern dem deutschen Reiche, und Tuscien nicht sein, sondern seinem Gegner Philipp insbesondere, und dem deutschen Reiche überhaupt, gehörte, und als es Otto doch immer wagen mußte, daß wenn es ihm auch gelingen sollte seinen Gegner zu verdrängen, er doch immer nichts als eine Puppe des römischen Bischofs, ein wahrer Jaherr und ein Kaiser und König zugleich, aber beides ohne Nutzen für ihn und das Reich, — also nur ein Kaiser und König dem Namen nach, seyn werde. Wie sehr verschieden von seinem Gegner, der auch in den kritischsten Situa-

(*) Bekanntlich nannte er sich selbst in verschiedenen öffentlichen Urkunden: Ottonem, Dei et Pontificis gratia regem.

Situationen nie seine Würde verläugnete, nie sich in die Nothwendigkeit setzte, seinen Vasallen gehorchen — von dem guten Willen des Pabstes abhängen — und des Reichs Rechte fahren lassen zu müssen.

Der Erfolg rechtfertiget meine Behauptung. Denn der erste Gönner Ottos, Innocenz, haßte hernach seinen Günstling lediglich aus der Ursache, weil er sich gegen die römische Curie nicht mehr so willfährig erzeigte — oder besser, wegen des allgemeinen Murrens in Deutschland — nicht mehr so willfährig erzeigen durfte, als er ehemals versprochen, und man von ihm erwartet hatte, und weil er den Pabst sogar mit bewaffneter Hand nöthigen mußte, auf seine Forderungen wieder Verzicht zu thun. Sein zweiter Gönner, der Erzbischof von Kölln, warum überließ er den Günstling seinem Schicksal, und wandte sich auf die Seite seines Gegners? Doch wirklich auch aus keiner andern Ursache, als weil der Erzbischof sich für den Schöpfer und Otto für sein Geschöpf ansahe, und weil er sich für beleidigt hielt, daß endlich einmal das Geschöpf auf das Seufzen der Geringern aufmerksam worden, und nun den Schöpfer nicht länger mehr frei schalten und walten lassen wollte.

Otto glaubte Wunder was er für eine wichtige Eroberung an der Gunst Richards gemacht habe, und dachte nicht daran, daß ihn eben diese Gunst in ein sehr gefährliches Labyrinth verwickeln werde. Er hätte bei

dem mindesten Nachdenken voraussehen müssen, daß sein Gegner alsdann genöthigt würde, sich für Frankreich zu erklären, von welcher Seite überhaupt damals mehr zu gewinnen war, als von der Seite Englands. England vermochte sich bald selbst nicht mehr gegen Frankreich zu schützen, es sahe ein, daß sich Otto nie recht behaupten könne, und daß es mehr Schaden als Nutzen von seiner Alliance habe.

Philipp starb, Otto fieng an frei zu athmen, und um sich fest zu setzen, heirathete er Beatrix, die Tochter desselben; welches er schon eher hätte thun — aber auch sodann seiner eigenen Ehre wegen, seine Ansprüche auf den deutschen Thron aufgeben sollen. Nun war es freilich zu spät. Er konnte mit Ehren nicht mehr zurücke, und wollte auch nicht.

Ein neuer weit fürchterlicherer Gegner als der erste, stand wider ihn auf, Friedrich der Zweite, — zum Unglück starb auch Richard, und mit dessen Tod hörten die englischen Subsidiengelder auf, allein die Feindschaft Frankreichs gegen ihn, dauerte fort, welches er aufs neue und völlig zur Unzeit, reizte. Dafür ward er aber auch von Frankreich so sehr geschlagen, daß er sich nie wieder erholen konnte — und Friedrich der Zweite nicht einmal nöthig hatte, seine Tapferkeit an ihm zu versuchen. So war also gerade England, auf welches er seine meiste Hoffnung gesetzt hatte, die eigentliche Ursache seines Untergangs. Das Zutrauen und die Liebe

der

der Deutschen gieng durch diesen Unfall völlig für ihn verlohren. Selbst seine ehemaligen Anhänger eilten nun, sich Friedrichs Gewogenheit zu versichern, und ein Jahr nach dem unglücklichen Treffen, hatte Otto schon nichts mehr als den bloßen Kaisertitul, und der junge Friedrich Titul, Krone und Rechte zugleich.

Wenn Otto die Macht und den Reichthum seines Großvaters Heinrichs des Hochmüthigen noch gehabt hätte; so würde man es ihm vielleicht weniger übel haben können, daß er wie dieser seinem Hochmuth die Ruhe Deutschlands aufopferte — und den beständigen Wunsch seines Hauses zu realisiren, oder die deutsche Krone endlich einmal an das welfische Haus zu bringen sich so unaufhörlich bemühete. Allein eben darinn liegt das Unverzeihliche, daß er nämlich als bloßer Fürst von Braunschweig, der nicht mehr Macht und Reichthum hatte, als ein Herzog von Sachsen oder ein Herzog von Zähringen, sich nicht bedachte, sich an einen Abgrund stellen zu lassen, dem diese so weislich auswichen. Darinnen sage ich, liegt eben das Unverzeihliche, daß er es unter solchen Umständen mit dem mächtigen hohenstaufischen Hause aufnahm, welches alleine in Deutschland zwei große Herzogthümer und unsägliche Schätze besaß.

Oder brachte er vielleicht das gefährliche Geschenk seines Oheims Richards, sein französisches Poitou mit in Anschlag? Dessen war er ja noch lange nicht versichert,

wenigstens nützte es ihm eben so wenig als seinem Gegner Tuscien. Zwar fehlete es ihm anfangs nicht an Anhängern in Deutschland, allein diese verhielten sich gegen die Anhänger des hohenstaufischen Hauses nicht einmal wie eines gegen drei. Doch war damals noch immer Möglichkeit vorhanden, daß Otto seinen Gegner, auf den man von Rom her sehr losstürmte, zum Weichen bringen konnte. Allein als auch diese Möglichkeit verschwand, und Otto wirklich ganz verlassen dastand, hätte er doch gewiß endlich einmal in sich gehen, und den Vergleichsvorschlägen seines großmüthigen Feindes Gehör geben sollen.

In Ottos Vermögen lag es ganz alleine, Deutschland die Ruhe wieder zu verschaffen. Philipp konnte und durfte seinem Hause nichts vergeben. Ich habe schon oben berührt, daß wenn er das freundschaftliche Anerbiethen Philipps angenommen hätte, er durch dessen Großmuth auch die Macht seines Hauses so ziemlich wieder haben herstellen können. Allein er verschmähete das Gewisse, und haschte nach dem Ungewissen. Scheint er es also ehedem, ohne selbst recht daran gedacht zu haben, völlig darauf angetragen zu haben, ein Schattenkönig zu werden, so ward er es zuletzt wirklich: denn Friedrich der Zweite war zu großmüthig, als daß er ihn hätte nöthigen sollen, mit der kaiserlichen Würde, auch den Titul abzulegen. Hierauf verlebte Otto auf seiner Veste Harzburg seine noch übrigen wenigen Tage einsam — unter Gewissensangst und freiwilligen Büßungen.

gen, in einer Art von Wahnsinn, und starb daselbst verspottet von einem Theil Deutschlands, und nicht einmal bedauert von dem andern, den 19 Mai im Jahr 1218.

Das Symbol: Anser strepit inter olores, welches man ihm beilegt, ist zuverläßig nichts anders als eine Satire auf ihn, womit entweder seine Zeitgenossen oder nachherige Schriftsteller den großen Abstand zwischen ihm und den beiden Hohenstaufen Philipp und Friedrich dem Zweiten bezeichnen wollten. Begraben liegt er zu Braunschweig neben seiner ersten Gemahlinn Beatrix, wie folgende zwei Verse zu verstehen geben, die aus seinem Grabmaal entlehnt sind:

p. Adjacet optatus Rex horum sanguine natus
Otto coronatus, vermibus escadatus.
Hujus erat Sponsa, *Philippi* — stirps generosa —
Filia formosa, nunc cinis, ante rosa (*).

Otto der Vierte — höchst mittelmäßig in Absicht des deutschen Reichs, welchem er wie sein Urgroßvater Lothar mehr schadete als nützte.

Fried-

(*) Joh. Hübners Fragen aus der politischen Historie 6r. Theil. S. 198.

Friedrich II.

1211. (*) — 1250.

Endlich kam der furchtbare Rächer des unglücklichen Heinrichs des Vierten, Friedrich der Zweite, die Hoffnung deutscher Patrioten, das Schrecken der Päbste und der Aufrührer Italiens. Unendlich weit stand ihm sein Vater an eigentlichen Regententugenden nach, denn ganz erreichte er sein erhabenes Muster Friedrich den Rothbart, wo er es anders nicht noch übertraf. Gleich war er diesem an Kopf und Herz; gleich an außerordentlichen Einsichten für sein Zeitalter, und gleich an unerschütterlichem Muth. Groß war er im Glück, und größer noch im Unglück, ein wahrer Vater des deutschen Reichs. Es war kein Laster, dessen ihn die Päbste nicht beschuldigten, kein Feind seiner Regierung, den ihm diese nicht auf den Hals gezogen, und keine Regententugend, die er nicht in seiner Person vereiniget gehabt hätte. Gleichgültig blieb er bei den Beschuldigungen, und gleichgültig schlug er alle seine Feinde.

Bieder

(*) Friedrich war schon 1211. gewählt. Daher die Zeit seiner Regierung schon mit diesem Jahr — und nicht wie man insgemein zu thun pflegt, mit dem Jahr 1212. angefangen.

Bieder und tapfer, wie die meisten seiner Ahnen, sah er Freund und Feind ins Gesicht, kämpfte selbst seinen Kampf, und verabscheuete Tücke und Hinterlist. Er war viel zu großmüthig, als daß er sich an dem überwundenen Feind noch hätte rächen sollen. Nur demjenigen konnte er nicht vergeben, der ihn unter der Larve des Freundes an den Feind verrieth.

Ein Mann, der Deutschland schon im dreizehnten Jahrhundert practisch von der Richtigkeit des Lehrsatzes eines Sulli zu überzeugen suchte: daß eine Regierung ihre Größe ganz allein durch gute Grundsätze erlangen könne, aber durch die geschickte Anwendung ihrer Macht erhalten müsse. Ein Mann, der um so mehr Schwierigkeiten dabei fand, als er erst den durch langjährige Tyranney erschlafften und ausgemergelten Kräften des einen Theils seiner Anhänger aufhelfen, und bei dem andern Theil das entschlafene Gefühl seiner Würde wieder aufwecken mußte. Ein Mann, dem selbst bei den tausend Gefahren, die ihm von seinen Feinden droheten, in den Händen die Zügel der Regierung schwankten, der aber nichts destoweniger muthig gegen alle Hindernisse hinanschritt. — Ein Mann, der sich größtentheils bildete; gleich schnell überlegte, sich entschloß und muthig durchgriff. Kurz, ein Mann, der es der Unmöglichkeit abgewonnen zu haben schien — ein solcher Mann sage ich, muß gewiß der deutschen Nachwelt ewig ehrwürdig bleiben — verdient ihr Stolz zu seyn.

Friedrich ward gebohren den 26. December 1194. Seinen Vater verlohr er in einem Alter von vier Jahren, seine Mutter ein Jahr darauf. Letztere war eigentlich Schuld, daß Innocenz III. zum größten Verdruß des edlen Philipps, sich zum Vormund Friedrichs aufwarf. Obgleich dieser den großen Abstand zwischen seiner Erziehung und der Erziehung seines Großvaters sehr bald einsahe, so harrete er doch so lange aus, bis ihm seine mönchische Erziehung wenigstens den Vortheil verschafft hatte, eben so gut lesen und schreiben, und eben so hinreißend und fertig sprechen zu können, wie sein Großvater.

Wirklich liebte und kannte Friedrich alle damals bekannte Theile der Wissenschaften, er sprach lateinisch, griechisch, italienisch und arabisch. Selbst in der Sternkunde war er bewandert, und in der Gottesgelahrheit verstand er mehr als irgend ein Laie seiner Zeit, — aber auch mehr als sich ein Laie, ohne von der Clerisey verfolgt zu werden, damals merken lassen durfte. Kaum hatte er also das Nöthige innen, so fieng er an ungedultig zu werden über die Pedantereyen seiner ersten Lehrer, und sich nach etwas mehr zu sehnen.

Ehe man es vermuthete, sahe man ihn das Streitroß tummeln, Schwert, Schild und Lanze führen, und dann wieder emsig im Cabinet sitzen. Man hätte sich aber dennoch in Rom eher des Himmels Einfall vermuthet,

muthet, als daß er sich schon so frühzeitig, mit den wichtigsten Grundsätzen und Planen seines Großvaters beschäftiget haben sollte; denn man scheint daselbst bis dahin noch keine Erfahrung gemacht zu haben, daß dessen Geist auf ihm ruhe; auch nicht, daß er eben so schlau und eben so verschlossen sey wie Jener. So meisterhaft wußte der Jüngling seine großen Entwürfe vor den Cabalen des Vatikans zu verstecken.

Fast zu gleicher Zeit, da er sich bei den europäischen Monarchen beschwerte, daß man ihn wie ein Kind behandle, während seine Großen sein Königreich Sicilien plünderten, und in Verfall gerathen ließen; — Fast zu gleicher Zeit, da er die Deutschen erinnerte, ob sie der Verdienste seiner Vorfahren, und daß er ein Abkömmling dieser verdienten Männer sey, vergessen hätten; — versicherte er auch Innocenz seine Ergebenheit für den römischen Stuhl. Aber fast zu gleicher Zeit, da sich nun Innocenz dieser Ergebenheit freuete, und sich für Friedrichen in Deutschland verwenden ließ; — freueten sich auch die meisten deutschen Fürsten ihres jungen Landsmannes in Sicilien — und arbeiteten von der andern Seite, an der Erreichung der Absicht desselben. Freilich ganz verschieden von den Beweggründen Innocenzens: denn dieser glaubte einen Günstling des römischen Stuhls befördert zu haben, die deutschen Fürsten aber einen Beschützer vor — und einen Erlöser von demselben. So ward Otto der Vierte gestürzt, und Friedrich bestieg in ei-

nem Alter von ungefähr achtzehn Jahren, den Thron seiner Väter.

Daß sich Innocenz geirrt, und die Deutschen richtig geurtheilt haben, wird die Folge noch mehr zeigen. Dieser listige Mann war wirklich von dem unvermutheten schnellen Erfolg seiner kräftigen Verwendung, wie er wähnte, etwas überrascht; denn so schnell war ihm noch keine geglückt. Kein Wunder, daß er nun eilte mit dem jungen Mann die Bedingnisse zu verabreden. Der schlaue aber auch patriotische Friedrich, bewilligte alles was Innocenz verlangte, des festen Vorsatzes wie sein Großvater, davon nur dasjenige zu halten, was dem Ansehen eines deutschen Reichsoberhaupts nicht offenbar schimpflich, und dem ihm anvertrauten Reiche nicht offenbar schädlich seyn würde.

In diese Periode fällt jene Konstitution de libertate ecclesiastica, welche, ungeachtet mehrere seiner Vorfahren ähnliche, — theils freiwillig, theils gezwungen, — eingegangen haben, doch Friedrich der Zweite, so wenig als Friedrich der Rothbart, sein Großvater, hielt. Da nun meine Leser einmal die Grundsätze unsers Friedrichs kennen und wissen, in welchem kritischen Zeitpunkt er den deutschen Thron bestieg, so werden sie diese Konstitution und seine Capitulation mit Innocenz, eben so wenig für Mangel der Geistesgegenwart halten, als deren Nichtbeobachtung in der Folge, für Hinterlist.

Er hatte mit seinem Großvater auch dieses gemein, daß er sich ebenfalls gerne bei seines Gleichen darnach richtete, wie man ihn behandelte. Ich will überhaupt bitten, die Charakteristik Friedrich des Rothbarts zu mehrerem Verstand des zunächst Folgenden, mit dieser gegenwärtigen zusammen zu halten. Honorius III. war fast so ein Mann wie weiland Eugen III. Höflich und bescheiden gegen Friedrich, suchte er seine Absichten ebenfalls mehr durch vernünftige Vorstellungen, als durch die Blitze aus Sankt Peters Schlüsseln zu erreichen, und setzte ihm ohne Schwierigkeit die Kaiserkrone auf. Man findet, daß Friedrich während dem Pabstthum des Honorius, die Ausführung seiner Plane recht geflissentlich bis auf eine andere Zeit verschob, weil er wirklich Bedenken trug, einen Mann absichtlich zu beleidigen, der so gut gegen ihn dachte, und so schonend gegen ihn verfuhr. So sehr dieser Pabst um des Interesse seines Stuhls willen wünschte, daß Friedrich den versprochenen Kreuzzug und das Absonderungsgeschäft der Krone Sicilien von der deutschen Krone, nicht länger hinausschieben möchte, so nahm er doch noch immer die Entschuldigungen Friedrichs für gegründet an.

Der Kaiser dachte daran, daß Honorius nicht ewig auf dem päbstlichen Stuhl sitzen werde, daß eine Zeit kommen dürfte, wo es ihm oder seinen Nachfolgern nicht besser ergehen möchte als seinen Vorfahren, — und daß auf einen solchen Fall, Deutschland Sicilien, und Sici-

llen Deutschland unterstützen müßte. Aus der Ursache, konnte und durfte er sich als ein staatskluger Mann, des Gedankens an eine Vereinigung seines Erbreichs mit Deutschland nicht entschlagen. Eben so wenig litte seine Staatsklugheit, daß er den Kreuzzug unternommen hätte. Keiner seiner Vorfahren sah die Absicht des römischen Hofs, die darunter versteckt lag, so gut ein als er. Es ist zwar nicht so entschieden, wie man insgemein glaubt, daß fast übertriebene Ruhmbegierde seinen Großvater endlich noch zu einen Kreuzzug verleitet habe. Allein gesetzt, diese Meinung wäre gegründet, so würden wir eben hierinnen auf eine Spur stoßen, die zeigte, daß der Enkel größer noch war, als sein Großvater. Denn diesen verleitete die Ruhmbegierde offenbar nicht so weit, daß er darüber der Staatsklugheit und der Vaterlandsliebe vergessen hätte.

Honorius glaubte den Kreuzzug um so eher zu bewerkstelligen, wenn er eine Heirath zwischen dem Kaiser, dessen erste Gemahlinn Konstantia von Arragonien indessen gestorben war, und Jolanthen, der Tochter und Erbinn des Königs von Jerusalem vermittelte. Er rechnete dabei auf den Ehrgeiz Friedrichs, und vermuthete durch diese Heirath nun seine allenfallsigen Bedenklichkeiten über den Besitz des eroberten Palästina gehoben zu haben. Die Heirath kam zwar zu Stande, aber nicht der Kreuzzug. Zwar that schon Honorius den Kaiser in den Bann, allein er scheint es blos Amtshalber

der gethan, und nicht einmal im Ernst unwillig darüber gewesen zu seyn, daß Letzterer so wenig darauf achtete.

Honorius starb. Gregor IX. nahm den erledigten Stuhl ein, eben so vom Hochmuth strotzend, wie weiland Hadrian IV. war er das gerade Gegentheil seines Vorgängers. Das erste was er that, war, daß er den Bannfluch seines Vorgängers wirksamer zu machen drohete, wenn Friedrich den Kreuzzug noch länger aufschieben würde, und daß er auf die Unpäßlichkeit des Kaisers so wenig Rücksicht nahm, daß er vielmehr seine Drohung erfüllete. Man wird nun bald begreifen, daß Friedrich der Rothbart gezwungen nach Palästina wallfahrtete, da selbst sein großer Enkel es jetzt nicht mehr vermeiden konnte.

Wer ist im Stande, mir einen Regenten zu nennen, welchen die Bosheit der römischen Bischöfe mehr verfolgt hätte, als unsern Friedrich? Ich nehme Heinrich den Vierten nicht aus. Wo war einer, dem man sogar den Bannfluch mit allen seinen schrecklichen Folgen bis in das gelobte Land nachgetragen hätte? Wo einer, auf dessen Schritte eine solche Menge gedungener Meuchelmörder lauerten? Wo einer, dem man geflissentlich von Rom aus so viele und so große Hindernisse auf dem Wege entgegen gesetzt hätte? Wo einer, dem man mit der einen Hand sein Erbe zu rau-

ben suchte, während man ihm mit der andern den Weg zum Himmel und zur Seligkeit wies? —

Aber wer nennt mir auch einen Regenten außer Friedrich den Zweiten, der nichtsdestoweniger so großmüthig auf seinen Feind herabgesehen hätte? Der so große und so viele Gefahren zu vermeiden hatte, doch Jerusalem eroberte, und Muth genug übrig behielt, sich in damaligen Zeiten selbst zu krönen? Wer nennt mir einen Regenten, der bei so jungen Jahren, so scharf in die Zukunft blickte, so gute und zuverläßige Korrespondenten in jenem rohen Zeitalter aufstellete, mit so unglaublicher Geschwindigkeit einen vortheilhaften Stillstand schloß, und darauf mit solcher Pfeilschnelle aus Asien nach Italien gieng? — man versetze sich einmal in Friedrichs Zeitalter und in seine Lage, und sage dann, ob es nicht etwas Unerhörtes war, daß er zu gleicher Zeit den Aufruhr in Deutschland und Italien stillete, den Pabst zwang, ihn vom Banne loszuzählen, ihm sein Erbe herauszugeben, für den Schaden, den seine Truppen in dem Gebieth des Kirchenstaats verursacht hatten, eine Summe Geldes zu nehmen, und sich mit einer geringern Ehrenbezeigung zu begnügen, als selbst diejenige war, die Friedrich der Rothbart Hadrian IV. erwiesen hatte.

Aeußerst unzufrieden mit dem üblen Ausgang seiner Sache, sann der erboßte Gregor auf neue Ränke. Er machte in Sicilien des Kaisers Geburt verdächtig,

ermahnte

ermahnte in der Lombardei die Städte zum Aufruhr, hätzte in Deutschland den Sohn gegen den Vater auf, und that ihn aufs neue in den Bann. Allein das Zeugniß würdiger Männer rettete die Aechtheit der Geburt (*), die Lombarder mußten sich zum Ziel legen, der schlechtdenkende Sohn Heinrich, ward gefangen und starb im Gefängniß, und der neue Bann schadete Friedrich so wenig als der alte.

Unterdessen hatte er die Insul Sardinien von den Saracenen gesäubert. Gregor verlangte sie als Lehen

(*) Wenn auch mehrere deutsche und sicilianische Große, und darunter selbst vornehme Geistliche, nicht Augenzeugen gewesen wären, wie Konstanzie mit unserm Friedrich öffentlich Kindbett hielt, so sollte man doch um der auffallenden Aehnlichkeit, die sowohl in Absicht des Körpers als der Seele, zwischen Großvater und Enkel herrschte, hier nie einem Zweifel Platz gegeben haben. Unter Friedrichs Zeitgenossen zweifelten absichtlich nur diejenigen, die ihm übel wollten. Noch im vorigen Jahrhundert gab es verschiedene historische Compilatoren, welche den Umstand, daß man ihn bald für den Sohn eines Arztes, bald für den Sohn eines Müllers, bald wieder für den Sohn eines Jägers ausgegeben habe, als wichtig mit anführten. Schon diese Differenz hätte ihnen zu verstehen geben können, daß sie eine Fabel aufzeichneten. In unserm achtzehnten Jahrhundert, wo man die Quellen untersucht, lacht man über solche Dinge.

des römischen Stuhls. Welche Unverschämtheit! man weiß doch, daß sie ehemals den Pisanern gehört, und sie diese, oder ihre Vicekönige Friedrich dem Rothbart zu Lehen aufgetragen hatten. Friedrich der Zweite behauptete sie also als kaiserliches Lehen. Diese Entschlossenheit gebahr eigentlich den rasenden Gedanken Gregors, einen Kreuzzug gegen Friedrich selbst predigen, und dadurch allen denen Vergebung der Sünden verkündigen zu lassen, welche gegen ihn fechten würden. — Diese Kreuzarmee schlug ungeachtet ihrer ansehnlichen Stärke und ihrer Heiligkeit, der Kaiser gänzlich.

Friedrich war solch ein Teufel nach der Lehre der damaligen römischen Kirche, daß er bei dieser Gelegenheit die Franziskaner und Dominikaner, die nur erst beordent worden waren — eben so zum Lande hinausjagen ließ, wie einst sein Großvater die Cisterzienser — den Kardinälen eben so mitspielte, wie einst dieser und sogar die Veranlassung war, daß sich Gregor selbst zu todt ärgerte — und nach dessen Tod das Conclave, zur Wahl eines neuen Pabstes, nicht einmal ordentlich besetzt werden konnte, weil die meisten Kardinäle Friedrichs Kriegsgefangene waren.

Um das Volk recht gegen Friedrich aufzubringen, deutete Gregor das dreizehnte Kapitel der Offenbarung St. Johannis, vom ersten bis zum achten Vers auf denselben und seine Anhänger. Friedrich war nicht lange in Verlegenheit darüber, und deutete den sechsten

Vers des sechsten Kapitels der Offenbarung Johannis, vom rothen Thier und seinem Reiter, auf Gregorn. Daß ein Pabst in jenen Zeiten seine biblische Hermenevtik sogar auch zum Nachtheil eines Kaisers mißbrauchte, wird meinen Lesern, welche die unbegreifliche heilige Einfalt unserer Vorfahren kennen, gar nicht auffallen. Aber daß es ein weltlicher Fürst, war er auch Kaiser damals, hätte wagen sollen, das sogenannte allerheiligste Oberhaupt ebenfalls durch die Bibel verdächtig zu machen; dieses war etwas Außerordentliches, und zeigt vorzüglich mit von der Entschlossenheit, dem Muth und der aufgeklärten Denkungsart — kurz von den großen Eigenschaften unsers Friedrichs.

Cölestin IV. starb nach siebenzehn Tagen wieder, und nun beförderte der Kaiser den Genueser Sinibald von Fiesco, Grafen von Lavagna, bekannter unter dem Namen Innocenz IV. auf den Stuhl. Hier stoßen wir zuerst auf einen Mann, der uneingedenk der Wohlthaten, die ihm der Freund zuvor erwiesen hatte, das Vertrauen und die Geheimnisse desselben, schändlich mißbrauchte. Man könnte einwerfen, Friedrich hätte ihn nicht befördern sollen; allein welcher auf dem päbstlichen Throne hätte ihn denn damals mehr von der Chikane sichern können und sichern mögen? Um zu sehen, was in dem Herzen dieses Sinibald vorgieng, hätte er wahrhaftig mehr als Mensch seyn müssen. Kaum saß dieser Mann auf dem päbstlichen Stuhl, so warf er die

Larve weg, und verfolgte seinen Wohlthäter so sehr, als es sein Vorgänger gethan hatte. Da er die Deutschen besser kannte als seine Vorgänger, so schlug er auch einen ganz andern Weg ein, um ihnen Friedrichs sittlichen Charakter verdächtig zu machen. Da er aber auch besser als seine Vorgänger wußte, wie wenig Friedrich auf diese Weise mit sich spaßen ließ, und wie er alle Unternehmungen gegen ihn, zu vereiteln verstand, so blieb er weder in Rom, noch getrauete er sich nach Deutschland, sondern gieng nach Lion in Frankreich. Dorthin berief er nun, um der Sache recht vielen Nachdruck zu geben, eine Kirchenversammlung, und verbannte darauf den Kaiser als einen vorgeblichen Erzketzer, Kirchenräuber, Meyneidigen und Patron der Saracenen.

Unstreitig war diese Mine die gefährlichste, die man je gegen Friedrich gegraben hatte, um so gefährlicher noch, als Friedrich für sein Zeitalter wirklich viel zu aufgeklärt dachte, viel zu aufgeklärt handelte, sich in seinen wenigen müßigen Stunden mit Dingen abgab, die bei den Kurzsichtigen, an sich schon den Verdacht eines Einverständnißes mit dem Teufel erregten, und als er fast unglaubliche Unternehmungen hinausgeführt hatte, die diesen Verdacht immer mehr bestärken mußten.

Wer damals einen Zug nach Palästina, für etwas anders als ein verdienstliches Werk hielt, und denselben nicht freiwillig antrat, weil er ihn gezwungen verspro-

chen

chen hatte, der war ein Meyneidiger und ein Ketzer. Wer den Pabst, seine Kardinäle, und sein geistliches Heer verfolgte, es sey nun aus gerechten oder ungerechten Ursachen, oder ihnen nicht erlaubte die Laien zu plündern, sondern Jedem wieder zu dem Seinigen verhalf, der war ein Kirchenräuber und ein Ketzer. Wer nach Christi Vorschrift in geistlichen Dingen alles prüfete, und das Beste behielt, der war ein Ketzer. Wer mit einem heydnischen Fürsten einen Waffenstillstand oder ein Bündniß schloß, es sey aus welcher Ursache es wolle, der war ein Patron der Heyden und ein Ketzer. Wer mehr Wissenschaften besaß als der gewöhnliche Schlag der Zeitgenossen, und nach den Sternen sah, der hatte ein Bündniß mit dem Teufel, und war ein Ketzer. Wer den Nachstellungen der Meuchelmörder entgieng, den hatte der Teufel fest gemacht, und der war ein Ketzer. Wer endlich wie Friedrich stets siegte, der war mehr als tapfer, das hatte der Teufel selbst gethan, und es konnte nicht fehlen, der ewige Sieger war ein Ketzer.

Bisher war Friedrich immer nur auf dem kürzesten Weg in den Bann gethan worden; nur eigenmächtig durch die Päbste, ohne Beistimmung der Landesbischöfe. Eben deswegen blieb Friedrich immer so kalt dabei, indem er wohl wußte, daß ihn bei den Unpartheyischen nichts so sicher dagegen schützte, als der Gedanke, der Bann sey allein aus den leidenschaftlichen Herzen Honorius und Gregors geflossen. Aber jetzt war

der Bann von einer Kirchenversammlung hergekommen; der Zweifel, ob ein Pabst wirklich untrüglicher sey als ein Concilium, fiel dadurch hinweg, man glaubte nicht, daß so viele fromme Männer unrecht haben könnten, zumal da ein ehemaliger Vertrauter des Verbannten präsidirte, und ein anderer Vertrauter desselben, Landgraf Heinrich Raspo von Thüringen, als Zeuge der Irreligiosität seines Freundes aufgetreten war.

Man braucht nur auf die Geschichte unsers Friedrichs und auf die Umstände, die ich oben angeführt habe, einen flüchtigen Blick zu werfen; man braucht nur daran zu denken, daß Heinrich Raspo gerne an Friedrichs Statt Kaiser gewesen wäre, und nach der Absicht Innocenzens, Kaiser werden sollte, — um auch zugleich dieses Gewebe der Bosheit zu durchschauen. Friedrich hätte wahnsinnig seyn müssen, wenn er die lästerliche Rede von den drei Erzbetrügern, deren man ihn beschuldigte — und wovon Heinrich Raspo sogar sich nicht scheuete vorzugeben, sie von dem Kaiser auf öffentlichem Reichstag gehört zu haben, wirklich ausgestoßen hätte. Noch späterhin begeiferten tüchtige Offiziere der geistlichen Miliz der Päbste — Mönche — die Asche Friedrichs, machten ihn zum Autor des berüchtigten Buchs von den drei Erzbetrügern, das wahrscheinlich sie geschrieben hatten. Doch, — kein unbefangener Kopf zweifelt heut zu Tage mehr an Friedrichs Unschuld in diesem

Stücke, zumal nachdem ihn Hahn so meisterhaft vertheidigt hat (*).

Hier nutzte Großmuth und Kaltblütigkeit nichts. Die Waffen hätten nur Uebel ärger gemacht; es war um Gründe zu thun. Friedrich vertheidigte also jetzt seine Unschuld bei seinem Volke und den Ausländern mit der Feder. Freimüthig und mit kecken Farben schilderte er dabei die Chikane. Seinen Hofrichter Thaddäus von Sessa aber sandte er statt seiner, an das Concilium, weil er es für schimpflich hielt, wenn, wie er sagte, das Reich vor dem Tribunal partheyischer, einfältiger oder bestochener Prälaten, Urthel und Recht holen wollte.

Wenn wirklich wahr ist, daß Friedrichs Geist überall in seinem Kabinet zugegen war, so muß man die Vertheidigung Thaddäus eben so annehmen, als wenn sie unmittelbar aus dem Munde seines Herrn geflossen wäre. Mein Herr muß wohl ein Christ seyn, sagte Thaddäus, denn er duldet keine Wucherer in seinen Ländern, — ein Hieb auf den römischen Hof, — er muß wohl ein Christ seyn, fuhr er fort, denn er räumt den Saracenen nur aus der Staatsursache eine Stadt ein, um durch sie seine christlichen rebellischen Untertha-

nen

(*) In seiner Reichshistorie T. IV. c. 4. §. 9. u. 10. in den Noten.

nen im Zaume zu halten, und bedient sich dieser Unglaubigen nur deswegen im Krieg, um des Bluts der Christen zu schonen. Meyneidig kann mein Herr nicht seyn, weil es sonst Seine påbstliche Heiligkeit auch seyn würde. Hier zog er viele Schreiben hervor, die deutlich bewiesen, daß die Handlungen der Påbste nicht mit ihren Worten übereinstimmten. — So weit Thaddäus. — Lächerlich ist der Einwurf des Matthäus Parisius, welcher sagt, daß die påbstlichen Schreiben doch allemal Bedingungen enthalten håtten, Friedrichs Schreiben aber nicht. Auf solch einen Einwurf wird kein Geschichtforscher achten, der die Entdeckung gemacht hat, daß die påbstlichen Bedingungen jener Zeiten, die sie nämlich den Regenten entgegen setzten, vielfåltig Absurditåten enthielten, oder auf den augenscheinlichsten Ruin des Gegencontrahenten oder dessen Staaten abzielten. Man darf sicher im zweifelhaften Falle, aus den bedingnißlosen Schreiben Friedrichs immer mehr Gutes präsumiren, als aus den bedingnißreichen Schreiben seiner allerheiligsten Todfeinde. Allein auf den Vortrag des biedern Thaddäus wurde gleichwohl nicht geachtet, Innocenzens heuchlerische Thrånen drangen durch.

Der Kaiser that noch mehr, um sich bei seinem Volke zu rechtfertigen. Er ließ Bischöfe aus Italien kommen, und sich in Gegenwart einiger Dominikaner und Minoriten, dem Lieblingsorden seines Volks und des Pabsts, im Christenthum examiniren. Er sandte die

Bischöfe

Bischöfe mit dem darüber gefertigten Protokoll nach Rom. Allein sie wurden mit scheelen Augen angesehen, und Friedrich mußte absichtlich ein Ketzer bleiben. Als auch dieses nichts half, und ihn auch die Großen seines Volks nicht hören wollten, so that er alles, um wenigstens die ausländischen Regierungen zur Erkänntniß zu bringen, und vorzubeugen, daß sie sich nicht mit dem Pabst und seinen innländischen Feinden wider ihn vereinigten.

Seyd ihr taub — rief er ungefähr seinen königlichen Brüdern in Europa, und einigen Reichsfürsten zu — daß ihr nicht auf mich merkt? Seyd ihr blind, daß ihr nicht seht was der geistliche Despot in Rom mit dem Kaiser vor hat? Seyd ihr thöricht, daß ihr nicht merkt worauf das hinausläuft — nicht merkt, daß er erst mich, den Mächtigsten und Furchtbarsten unter euch, zu unterdrücken sucht, um mit euch desto eher fertig zu werden? Glaubt ihr, daß mich der Bann Innocenzens und das Interdict meiner Länder kleinmüthig gemacht habe, und daß ich jetzt weniger Friedrich bin als zuvor? Haltet ihr die Geistlichkeit unserer Zeit, die sich die Fürsten durch das Schwert unterthänig zu machen sucht, weltlich gesinnt, Gott verachtet, und nur nach Größe und Reichthum dürstet — haltet ihr diese für Nachfolger Christi, gleich jenen würdigen Aposteln, die Wunder gewirkt, Kranke geheilt, Tode erweckt und sich die Fürsten allein durch ein untadelhaftes Leben ver-

pflichtet haben? Laßt euch um euerer selbst willen rathen, vereinigt euch mit mir zu einem gemeinschaftlichen Endzweck, den Pabst und seine Pfaffen und Pfaffenknechte zu demüthigen, um ihnen die entwendete Liebe unserer Unterthanen wieder zu entreißen.

Matthäus Parisius (*) meint, der Kaiser habe dadurch die Könige, und ihre Großen, vermuthlich die Bischöfe? erst recht überzeugt, daß er ein Ketzer sey, und auch sein eigenes Volk dadurch immer mehr gegen sich aufgebracht. Allein Matthäus scheint diesesmal nicht daran gedacht zu haben, daß eben hierauf der König von Frankreich Ludwig IX. Innocenz wissen ließ, er solle entweder Friedrich vom Banne loszählen, oder Frankreich meiden: Er hat auch nicht bedacht, daß die auswärtigen Monarchen die angebothene Kaiserkrone jetzt für gefährlicher als jemals hielten, und sich dieses Geschenk gänzlich verbathen. Er hat endlich auch nicht bedacht, daß gerade um diese Zeit die Deutschen sich wieder auf Friedrichs Seite zu neigen anfiengen.

Der

(*) Wenn gleich Matthäus Parisius das Verdienst eines unpartheyischen Schriftstellers hat, und ich ihn selbst gerne benutze, so sind seine Nachrichten doch nicht durchgehends zuverläßig, und enthalten wirklich auch bisweilen kleine Widersprüche der besten gleichzeitigen deutschen Schriftsteller, wie es bei Ausländern eben nicht zu verwundern ist. Oben habe ich schon ein Pröbchen gegeben.

Der Kaiser unterlag auch diesesmal der Chikane nicht. Sein Gegenkaiser Heinrich Raspo, ward kaum gekrönt, so war er auch geschlagen, und starb an den dabei erhaltenen Wunden. Innocenz war noch immer weit entfernt vom Ziele. Seine deutschen Angelegenheiten kamen auf einmal ins Stecken, da ihnen Friedrich einen mächtigen Damm durch neue Wohlthaten entgegen setzte, und die Deutschen jetzt mehr als jemals überzeugte, daß ein Kaiser, der mitten unter seinen eigenen Drangsalen das Wohl seiner Unterthanen nicht vergaß, unmöglich ein Bündniß mit dem Teufel haben könne. Insbesondere gab er jetzt auch einigen von der niedern Klasse der Clerisey, viele Beweise seiner Freigebigkeit, die ganz andere Wirkung thaten, als Innocenz wünschte, und am meisten dazu beitrugen, daß sich die Neigung der Deutschen nach und nach wieder bei Friedrich einfand. In Italien blieb Innocenzens Parthei wenigstens immer die schwächste. Er selbst war noch immer unstät und flüchtig, getrauete sich bei des Kaisers Lebzeiten nicht nach Rom, und war seiner Cabalen ungeachtet, sehr in Verlegenheit, wie er jetzt mit Ehren und ohne seinem Hochmuth zu nahe zu treten, sich wieder mit ihm aussöhnen wollte.

In der That, wenn Friedrich weniger erhaben gedacht — oder weniger groß gewesen wäre, als er wirklich war; wenn er sich freiwillig einer ähnlichen Demüthigung unterworfen hätte, wie weiland Heinrich der

Vierte in Canossa, so hätte er sich jetzt leicht mit dem Pabst aussöhnen können. Denn der Pabst selbst fühlte sehr bald, daß ohne ihn, dem Eindringen der Tartarn nicht vorgebeugt — und Deutschland merkte jetzt eben so gut, daß der Gemeingeist ohne ihn, nicht wieder herbei gerufen werden könne. Wilhelm von Holland ward nichts geachtet, so lange Friedrich lebte.

Er war ein eben so großer Beförderer des Wohlstandes der Städte wie sein Großvater; und das aus den nämlichen Ursachen. Von keinem Kaiser haben die Städte so viele Befreyungen von dem Druck tyrannischer Fürsten der Geistlichkeit und des Adels aufzuweisen, als von ihm (*).

Den

(*) Nürnberg verdankt ihm sein erstes und wichtigstes Privilegium vom Jahr 1219. welches zugleich von dem Handlungsgeist, und der Industrie der Innwohner dieser Stadt schon zu Anfang des dreizehenden Jahrhunderts, zeugt. Einzig und allein diesen Eigenschaften schrieb selbst schon Friedrich — der strenge Beobachter — den Wohlstand Nürnbergs zu. Daß diese damals junge Stadt, mit ihren weit ältern und von Natur glücklichern Schwestern, den damaligen berühmtesten deutschen Handelsstädten wetteiferte — riß den Kaiser zugleich zur Bewunderung, Achtung und Liebe hin, und bewog ihn ihr durch dieses Privilegium, einigermaßen zu ersetzen, was ihr die Natur genommen hatte.

Den Wissenschaften that er auf alle Weise Vorschub. Er legte den Grund nicht nur zu der hohen Schule zu

---

hatte. Darinnen bediente er sich unter andern, der Worte die meine Behauptung bestärken: „Ad evidentiam igitur specialis gratiæ ac dilectionis quam gerimus ad charissimam civitatem nostram Nürnberg — — — — — — cum locus ille nec habeat Vineta neque Navigia, imo in durissimo sit situs fundo etc. etc. Käme Friedrich jetzt, und erführe daß sein liebes Nürnberg es indessen an nützlichen Erfindungen, allen deutschen Städten zuvorgethan; daß solches noch bis diese Stunde, kein schiffbares Wasser und keinen Weinbau — aber den nämlichen Handlungseifer und Kunstfleiß, die nämliche Betriebsamkeit wie zu seiner Zeit habe, und daher noch immer seinen Platz unter den besten deutschen Handelsstädten behaupte. Käme und fände er, daß auch die Gelehrsamkeit, die er so sehr schätzte und begünstigte, schon seit Jahrhunderten, ihren Sitz darinnen aufgeschlagen habe; und was das Bewundernswürdigste unter allen, — daß jener elende sandigte Boden schon seit langer Zeit, in die reizendsten und fruchtbarsten Fluren und Gärten umgewandelt sey, und nun selbst die Gaumen lüsterner — und mitten auf natürlich guten Boden hausender Nachbarn kützele. Käme er — sage ich — er würde zufriedener von dannen gehen als der venetianische Cicero, da er die Nachkommen der Römer: Hecheln und Mausfalla! rufen hörete.

Anmerk. für meine Mitbürger.

Wien — der ältesten in Deutschland, sondern auch zu der in Neapel. Er ließ die Werke Aristotelis nebst andern theils philosophischen, theils medicinischen Schriften, aus dem Griechischen und Arabischen ins Lateinische übersetzen, und von dem Rechtsgelehrten Hugolinus das longobardische Lehenrecht sammeln, welches man noch heut zu Tag, unter dem Titul: Libri II. Feudorum, kennt. Oft mitten unter seinen kriegerischen Zubereitungen, liehe er sein Ohr der Dichtkunst und dem simpeln Harfner.

Er war nichts weniger als ein Feind der Clerisey an und für sich, wir haben dieses schon verschiedenemal gesehen; denn er schätzte jeden biedern und ächten Diener Gottes, hoch oder niedrig. Man vermischte aber geflissentlich damit den Abscheu, welchen er gegen den Hochmuth, die Ungerechtigkeit und die Tyranney des römischen Hofs und dessen Assistenten hatte. Er war so gnädig gegen hülfsbedürftige Klöster, als nur je ein deutsches Reichsoberhaupt seyn konnte; das bezeugen eben die vielen Schenkungen und Freiheiten, die er ihnen gab; das bezeugt der Eifer, mit dem er sie ihrer lästigen Schirmvögte (Advocati) zu erledigen suchte. Nur der übermüthigen infulirten Clerisey also, und denjenigen Mönchen, welche dem Pabst mehr anhiengen, als seiner Meinung nach, die christliche Religion erlaubte, namentlich den Dominikanern, Minoriten, und Cisterzien-

sern

fern (*) war er gehäßig, und nur diesen suchte er die Flügel zu beschneiden.

Wie duldsam er gegen andere Religionen gewesen, beweißt schon seine Unbereitwilligkeit zum Kreuzzug gegen die Saracenen, und seine Bereitwilligkeit, die armen verfolgten Juden in seinen kaiserlichen Schutz zu nehmen. Freilich ward ihm beides ebenfalls für Mangel eigener Religion ausgelegt. Unter seiner Regierung entstand zu Halle in Schwaben, eine Sekte, welcher nur ein einziger seiner Zeitgenossen — Albert von Stade (**) zu erwähnen sich getrauete. Man nannte sie die hällischen Ketzer, die doch im Grunde nichts anders waren als treue Anhänger Friedrichs — ihres wahrscheinlichen Meisters, — so wie in seiner Abwesenheit seines Sohns und Nachfolgers Konrads — ihres eifrigen Vertheidigers. Sie waren helldenkende unbefangene Köpfe, deren Glaubensartikel nicht im allermindesten, wider die reine katholische Lehre anstießen, sondern bloß der römischen Hie-

(*) Man vergleiche Albert von Stade, ad annum 1248. die Glaubensartikel der Hallenser betreffend.

(**) Am angeführten Ort. Wer aber über die daselbst wörtlich angeführten Glaubensartikel nicht selbst urtheilen kann, der thut wohl, wenn er die Disputation Joh. Gottfr. Bernholds de Conrado IV. imperatore Hallensium hæreticorum aliquando defensore, Altd. 1758. zu Hülfe nimmt.

Hierarchie Gefahr droheten. Nach dem Tod Friedrichs und Konrads, wurden nun zwar diese unglücklichen Jünger — verbrannt; allein es entstanden dafür neue Brandopfer: die Stadinger, Waldenser, Albigenser und alle Gattungen von Circumcellionen, die sammt und sonders eben so wenig Ketzer waren als die Hallenser. Man höre sie selbst, urtheile und staune, daß unsere deutschen Vorfahren Männer wie Friedrich und seinen Sohn für Ketzer halten konnten, die doch in der That nichts anders suchten als ihr Wohl — nichts anders suchten als Deutschland um drei Jahrhunderte früher zum Denken zu gewöhnen (*).

Friedrich war das erste unter den deutschen Reichsoberhäuptern, welches einen Hofrichter niedersetzte, bei welchem man sich Recht holen konnte. Er war es endlich, welcher die Veräußerung der Reichsfürstenthümer durch ein Grundgesetz in Schranken hielt, und der, wenn er auch nicht befohlen haben sollte, die Reichsabschiede selbst

(*) Damit man mich nicht mißdeute, so erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß ich für alle wesentliche Religionsgebräuche die größte Ehrfurcht hege, und keinen solchen unter meiner obigen Aeußerung, begriffen haben will. Nur das Zufällige welches auf Habsucht hinausläuft, mißbillige ich, besonders wenn dabei ganze Staaten verarmen. Solche Opfer können Gott nicht gefallen.

selbst, in deutscher Sprache zu verabfassen, doch wenigstens das erste Verdienst hatte, deutsche Uebersetzungen von ihnen, zum Verständniß des Volks machen zu lassen.

Ich erinnere mich — wo? weiß ich nicht mehr (*), gelesen zu haben, daß er ein gewaltiger Jäger, Falkonier und Vogelsteller gewesen, und sogar ein eigenes Werk de natura et cura avium geschrieben haben solle. So will man denn Friedrich durchaus zum Schriftsteller machen. Vielleicht war dieses Product, wenn es anders existirt, auch von einem Bösewicht geschrieben, um der Welt glauben zu machen, daß er sich als ein vorgeblicher Erzketzer, sogar auch auf die Deutung des Flugs und Gesangs der Vögel habe verstehen wollen. Man hat in der That alle Ursache vorsichtig zu seyn, wenn man etwas liest, das aus seinen Zeiten seyn, und ihn angehen soll; denn seine Feinde schlichen — wie wir hinreichend gesehen haben — im Finstern, und ihre Zahl hieß Legion. Ich meines Orts, kann mir unmöglich vorstellen, daß ein Mann von so rastloser gemeinnütziger Thätigkeit und von so vielen und mannigfaltigen Regierungssorgen, Zeit und Aufmerksamkeit auf Jagd, Vogelstellen und Autorisiren übrig behalten haben sollte.

(*) Vielleicht fällt es mir selbst noch bei. Vielleicht hilft mir eine gewisse Klasse meiner Leser darauf, wenigstens bitte ich darum.

Sonderbar ist es, daß selbst einige von Friedrichs Lobrednern, einem so großen Mann alles, nur seine Liebe zur Astronomie nicht vergeben wollen. Warum denn aber dieses? Sind denn nicht Mathematik und Astronomie verschwistert? War denn nicht letztere — Astrologie sogar, das Lieblingsstudium von tausend Personen der damaligen Zeit — trotz alles Eiferns der Clerisey, die selbst dieser periodischen Seuche nicht ganz widerstehen konnte? — Pflanzte sie sich nicht demungeachtet durch Jahrhunderte fort? Duldet man sie nicht noch in dem aufgeklärtern achtzehnten Jahrhundert, in vielen deutschen Volkskalendern? Friedrich war der Inbegriff aller Wissenschaften seiner Zeit, — ein allumfassendes Genie, das nirgends Blößen gab, und sie auch dem Astrologen vielleicht nicht geben wollte. Deswegen kann man noch nicht beweisen daß er abergläubig war. Wenn er wie Alfons der Castilier und Rudolph der Zweite, seine Nachfolger, aus banger Erwartung der Dinge, die ihm die Sterne anzukündigen schienen, das Beste seiner Staaten nur einen Augenblick vernachläßiget hätte; so würde ich ihn nicht länger vertheidigen; aber that er denn dieses? Zeugt nicht sein ganzes thatenvolles Leben das Gegentheil? —

Friedrich handelte unstreitig klug, daß er seinen pflichtvergessenen Sohn Heinrich, beim Kopf nehmen, und auf seine Lebenszeit einsperren ließ, um nicht das nämliche Schicksal durch seinen Sohn zu erfahren, wel-

ches

ches weiland Heinrich der Vierte, durch die seinigen erfuhr. Als nun aber Friedrichs Sohn im Gefängniß starb, so fanden sich sogleich dienstbereitwillige Geister, die aussprengten, oder wie ein Mönch von Padua und ein Nicolaus von Curbio ins Gelag hinein schrieben — und leichtglaubige Seelen die es nachbetheten, daß der Vater dem Sohn — den lieben Sohn der Kirche — das Leben im Gefängniß habe nehmen lassen.

Man setzt vieles auf die Rechnung des Kaisers, was eigentlich auf die Rechnung seines Statthalters des berüchtigten Ezzelin von Romano gehört. Wenn ich gleich diesen Mann zu vertheidigen mir nicht getraue, so läßt er, — dünkt mich, sich doch oft entschuldigen. Was auch der erkaufte Lobredner eines Innocenz IV. Nicolaus von Curbio, und seines gleichen von ihm sagen möchten, so ist doch zuverläßig richtig, daß er der treueste Diener seines Herrn, der größte Feind der Feinde desselben, und darum auch der von den Päbsten, der Clerisey und den abtrünnigen Italienern gehaßteste Mensch auf Gottes Erdboden war. Es ist zuverläßig richtig, daß man ihn bisweilen grausam zu seyn gezwungen hatte, und daß man nicht die Hälfte von dem glauben darf, was seine Landsleute von ihm aufgezeichnet haben. Schriftsteller unserer Zeiten, die ihn sogar in Romanen, und andern beliebten Lesebüchern, als ein moralisches Ungeheuer zur Schau stellen, haben gewiß nur italienische, oder doch wenigstens sehr zweifelhafte Nachrichten gelesen,

und die deutsche Reichs — und europäische Staatengeschichte dabei nicht zu Rath gezogen.

Daß Friedrichs Kanzler Peter von Weingarten (Petrus de vineis) ein trefflicher Gelehrter seiner Zeit, ein großer Staatsmann, ein ehemaliger Freund seines Herrn gewesen sey, ist wahr — daß dieser Herr hart gegen ihn verfahren, ist ebenfalls wahr. Allein Gelehrsamkeit und Staatskunst entschuldigen das Verbrechen des Hochverraths so wenig als ein anderes, und man vermag auch übrigens nicht zu beweisen, daß Peter unschuldig gewesen sey. Im Gegentheil zeugt sein Einverständniß mit Innocenz und Heinrich Raspo, gewaltig gegen seine Ehrlichkeit. Hält man die Strafe der Blendung die Petern widerfuhr, für einen Beweis der Grausamkeit Friedrichs, so bitte ich erstlich zu bedenken, daß dieses eine der gewöhnlichen Strafen der Staatsverbrecher jener Zeiten war; und dann auch sich in die Lage eines Monarchen zu setzen, der nach so vielfältigen Erfahrungen von Verrätherey und Anschlägen seiner Freunde und Feinde auf sein Leben, zuletzt noch findet daß derjenige den er für seinen vertrautesten Freund hält, der stäts um seine Person ist, und der alle Geheimniße seines Kabinets weiß und geltend zu machen suchen soll, gerade an der Spitze der Bösewichter steht, und bereits jemand bestochen habe, ihn zu vergiften. Ich bitte endlich zu bedenken, daß dieser Monarch am Ende doch noch vergiftet ward, und zwar wie man murmelte, und wie es auch sehr

wahrscheinlich ist, auf Anstiften Jemands mit dem eben weiland Peter sein Verkehr hatte.

Bei allen dem aber, behaupte ich nicht daß Friedrich frei von Fehlern war. Er war ein Mensch. — Unter allen Vorwürfen die man ihm machte, läßt sich keiner so wenig widerlegen als der: daß er ein zu großer Liebhaber der Frauenzimmer gewesen sey. Verschiedene seiner Vorfahren und ihre Reichsfürsten hatten sich der nämlichen Fehler schuldig gemacht. Man hatte nichts dagegen. Verschiedene seiner Nachfolger und ihre Reichsfürsten, waren in dem nämlichen Fall. Man ignorirte es. Der gute Friedrich ausschlüßig, kam nicht so gut davon. Besser hätte er freilich gethan, wenn er bei seinen rechtmäßigen Gemahlinnen stehen geblieben wäre. Angenehmer den Päbsten wäre es gewesen, wenn er wie weiland Heinrich der Heilige, ein Gelübd der immerwährenden Keuschheit gethan hätte. Allein Friedrich war das gerade Gegentheil von diesem Heinrich. Sein gesundes Blut stand den Absichten der Frommen und ihres Oberpriesters hauptsächlich im Wege, und drohete ihnen und ihren Nachfolgern, eine eben so mißliche Zukunft als Gegenwart.

Ich habe es schon zu verstehen gegeben, daß ich gerade in diesem Falle, meinen Friedrich weder vertheidigen noch entschuldigen mag und kann; aber billiger denke ich, sollte man hier gegen ihn seyn als man gewöhn-

lich

lich ist, und einem übrigens so großen und trefflichen Mann, diese sanguinische Ausschweifung weniger hoch anrechnen. Man sollte bedenken, daß Friedrich nie einer von seinen Liebschaften, auch nur auf einen Augenblick, die Zügel der Regierung anvertraut habe, und daß er eben deswegen auch groß in seinen Fehlern zu nennen sey. Wenige möchten sich in einem solchen Fall, mit ihm vergleichen dürfen; dafür bürgt manche landverderbliche Maitressen- und Favoritenregierung der alten und neuen Zeiten.

Selbst sein Todfeind Innocenz fand seine Liebhaberey nur darum strafbar, weil sie unter andern auch auf unchristliche Gegenstände — auf Saracenerinnen — (*) verfallen sey. Mir ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Pabst durch diese Distinction, die ihm verhaßten Repliksätze Friedrichs habe vermeiden wollen, der ihrer immer

(*) Um meinen Lesern zu beweisen, daß ich aus Grundsätzen und Ueberzeugung, Friedrichs Charakteristik schreibe, mache ich sie hier darauf aufmerksam, daß er einst durch seinen Thaddäus auf dem Reichstag vorgeben ließ, als wenn er die Saracenerinnen blos zum Unterricht der Deutschen in Kunstarbeiten habe kommen lassen. Ich mache sie also darauf aufmerksam, daß ich vielleicht vieles zu seiner Vertheidigung sogar, daraus herleiten könnte, wenn ich nicht selbst glaubte, daß es Friedrich mit dieser Ausrede nicht Ernst war.

mer eine Menge in Bereitschaft hatte. Der geschichtskundige Kaiser konnte doch wenigstens nicht beweisen, daß jene Vorgänger Innocenzens oder die Kardinäle, Bischöfe und so weiter herab, jemals unglaubige Sorores subintroductas, dilectas, adscititias, gehalten hatten.

Meine Leser werden nun am Schlusse dieser Charakteristik leicht selbst finden, daß ich nirgends zuviel von Friedrich gesagt habe. Sie werden finden, daß — ob er gleich nach dem unverdienten Verlust der Neigung vieler seiner Unterthanen, tausend nützliche Absichten vereitelt sahe, die ihm mit ihrer Liebe so leicht erreichbar gewesen seyn würden, und daß — ob gleich neidische Vasallen aufmerksam auf die innerliche Gährung, seinen Thron noch mehr erschütterten; er dennoch Gegenwart des Geistes, Muth und Kraft genug übrig behielt, um sein Volk zu warnen, und vom gänzlichen Abgrund zurückzuhalten. Sie werden finden, daß — wenn er gleich seine meiste Zeit und seine meiste Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf Italien heften mußte, er doch Deutschland so wenig außer Acht ließ, daß er es vielmehr aufzuklären suchte, und mit guten Anstalten aller Art, bereicherte. Sie werden finden, daß er an wahren Regententugenden, keinem seiner Vorfahren und Nachfolger, etwas nachgab, und wegen der strengsten Erfüllung seiner Pflicht sterben wollte, und — wie damals gewöhnlich, dafür sterben — mußte. Sie werden endlich auch finden, daß er Deutschland sogar weit mehr noch

gewesen seyn würde, wenn er darinnen mehr Nachdenken und mehr wahre Vaterlandsliebe gefunden hätte.

Eben so, dachten auch einmüthig seine Deutschen, wiewohl zu spät. Da er nicht mehr war, sahen sie erst insgesammt ein, was er für ein großer Mann war, und was sie an ihm verlohren hatten. Der größte Theil der Deutschen hielt fest an seinem Sohn und Nachfolger Konrad, weil er an Grundsätzen und Thaten seinem Vater nachahmte. Es fiel ihnen nun auf einmal auf, daß man ihren Friedrich so heimlich begraben hatte; sie wurden unwillig darüber, und sagten sich einander ihre Meinungen ins Ohr. Gleichsam als wenn es ihnen unmöglich geschienen hätte, daß ein solcher Mann wirklich tod seyn sollte, hofften sie von Zeit zu Zeit, daß er aus einer harten verheimlichten Gefangenschaft, wie sie wähnten, — wieder einmal zum Vorschein kommen werde. Sogar noch dreisig Jahre hernach, mußte Kaiser Rudolph, der Habsburger, einen Betrüger hinrichten lassen, der ihm um so gefährlicher war, weil er täuschende Aehnlichkeit mit dem sehnlich gesuchten alten Friedrich, und dadurch die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Volks gewonnen hatte.

Allein sie hatten geirrt die guten Deutschen, er war wirklich schon lange nicht mehr im Reiche der Lebendigen, denn er starb an beigebrachtem Gift, auf der Burg Florenzola in Apulien, den 13. December 1250. in seinem

nem sechs und funfzigsten Jahr, im neun und dreisigsten seiner Regierung. Daß er von seinem natürlichen Sohn Manfred, sey erstickt worden, ist ein übel gegründetes Gerücht, davon nur bei neuern Scribenten Spuren zu finden sind.

Das Symbol: Minarum strepitus, asinorum crepitus, ist dem unerschütterlichen Muth Friedrichs völlig angemessen, und stimmt mit seinem Regierungssystem ganz überein.

Friedrich der Zweite, den man billig den Großen nennen sollte, einer der vorzüglichsten deutschen Männer und Muster eines vollkommenen Regenten in den schrecklichsten Situationen, acht und dreisig sorgenvolle Jahre hindurch.

Konrad IV. (*)

1250. — 1254.

Mit diesem Regenten schließt sich die Reihe der Oberhäupter Deutschlands aus dem edlen hohenstaufischen Geschlecht. Er war so wenig ein Archelaus als sein Vater ein Herodes. Unbefangene Köpfe, die wissen in welcher Absicht ihnen Innocenz diese Titul beilegte, wissen auch zugleich, daß er ihnen eben dadurch, wider seinen Willen die beste Lobrede hielt.

Konrad war der zweite Sohn Friedrichs, und gebohren im Jahr 1228. von Jolanthen, der zweiten Gemahlinn desselben. Ein wahres frühzeitiges Genie, ein folgsamer edelmüthiger Sohn, der sich schon von Jugend auf in alle Plane seines Vaters einstudirte, ihm gleich zu werden suchte, — darum auch mit Recht Friedrichs Liebling (**), und der Wiederhersteller des hohenstaufischen Familiencharakters war, der sich in der Person seines

(*) Bisweilen Konrad III. genannt, weil Konrad der Erste nicht römischer Kaiser war.

(**) Er nannte ihn Unicum filium in paternae dulcedinis affectione relictum.

nes Bruders Heinrichs, völlig verlohren zu haben schien. Man rühmt wirklich mit Recht an ihm, daß er an Verstand, Regierungsgrundsätzen, Vorsicht und Tapferkeit dem Vater schon sehr ähnlich worden war.

Der Erfolg zeigte, daß sich dieser in seinem Sohn nicht geirrt habe. Wenn Konrad so wie sein Bruder, den Vater an dessen Feinde hätte verrathen, oder sich ebenfalls zu dessen Kronräubern hätte aufdringen lassen wollen; so würden Heinrich Raspo und Wilhelm von Holland schwerlich zu Gegenkaisern sich haben aufwerfen dürfen. Allein er ließ sich in die schreckliche Kette von Cabalen, mit welcher man Friedrichen gefangen zu nehmen suchte, durchaus nicht mit einflechten, verabscheuete sie vielmehr so sehr, daß er sich immer fester an ihn anschloß, und wirklich die ganze Zeit über, in der Friedrich in Italien zu thun hatte, dessen Interesse so gut in Deutschland wahrnahm, als es derselbe nur immer selbst hätte wahrnehmen können.

Konrads Hand lag schwer auf den Feinden seines Vaters. Er war es, der Heinrichen, genannt Raspo, geschlagen hatte, und alle gutdenkende Deutsche freueten sich des Todes dieses Pfaffenkönigs (*). Er war es, der Wilhelm den Holländer im Respect hielt, nicht nur

(*) Nulli erat lamentabilis — sagt Matthäus Parisius.

während seiner eigenen Regierung, sondern auch während der seines Vaters. Er war es, dessen Eifer für jede gute Sache Deutschlands, Innocenz in immer grössere Angst und Verlegenheit setzte. Er würde noch mehr gethan haben, wenn seine Schwaben weniger feige oder treulos gewesen wären, was sie doch durchaus nicht Namens haben wollten.

Deutschland fieng allmählig an, unter seiner Regierung zum größten Verdruß Roms, den begangenen Staatsfehler einzusehen, und um weitern bösen Folgen vorzubeugen, die dem Vater unverdienter Weise entzogene Neigung auf den Sohn überzutragen, und sich mit dem hohenstaufischen Hause auszusöhnen. Wirklich betrug es sich jetzt besser und klüger als zuvor. Als der Pabst das Kreuz auch gegen Konrad predigen ließ, und ihn wie seinen Vater in den Bann that, fühlte nun Jedermann das Unschickliche und Unchristliche das in diesem Verfahren lag. Weder Kreuzpredigten noch Bann machten Eindruck auf die Deutschen, außer etwa auf einem Haufen fanatischer Dummköpfe und armseligen Gesindels, oder auf die Habsucht eines Königs Ottocar von Böhmen.

Konrad gieng nach Italien, wo er den einen Theil seines väterlichen Erbes — beide Sicilien — glücklich behauptete. Erst während dieser Abwesenheit, wagte es Wilhelm, auch den andern Theil des Erbes, die Herzogthümer Schwaben und Franken nämlich, als dem Reiche heimgefallen zu erklären. Niemand zweifelt, daß

Kon=

Konrad diese hinterlistige Handlung ebenfalls unkräftig gemacht, sich im Besitz dieser Herzogthümer ebenfalls erhalten, und Wilhelmen vollends gedemüthiget haben würde. Denn die meisten deutschen Fürsten standen auf seiner Seite, und nannten Wilhelmen wie Heinrich den Raspo, einen bloßen Pfaffenkönig; die Franken wollten sich nicht von Konrad trennen lassen; der mächtige Ottocar von Böhmen, dem sein Eigennutz immer mehr an dem Herzen gelegen hatte, als das Interesse seiner Bundesgenossen, nützte Wilhelmen wenig oder nichts; und dieser fieng jetzt in allem Ernst an, Anstalten zur Niederlegung seiner Afterwürde zu machen, und ziemlich laut zu sagen: Er wolle lieber wenn gleich ein wenig zu spät, sich mit der Sicherheit seines Wenigem begnügen, als solches dem ungewissen Kriegsglück aussetzen.

Allein er starb der edle Konrad an den Folgen einer Vergiftung zu Lavello in Italien, den 21. Mai 1254. im sechs und zwanzigsten Jahr seines Alters, und im vierten seiner Regierung. Sein Arzt brachte ihm solches bei, auf Anstiften des Halbbruders Manfreds, wie die päbstlichgesinnten Schriftsteller — vorgeben; allein der ehrliche und völlig unpartheyische Matthäus Parisius, der überhaupt die größte Hochachtung und Ehrfurcht für seinen Zeitgenossen, den deutschen Konrad hatte, argwohnte ganz etwas anders (*).

(*) Utinam nulla curiæ romana culpa! seufzete er bei der Nachricht von Konrads Tod.

Konrads Gemahlinn Elisabeth, die Tochter Herzogs Otto von Baiern und Pfalzgrafens bei Rhein, des treuen Freundes seines Hauses, hatte ihm einen einzigen Sohn gebohren — den unglücklichen Konradin (Konrad) dessen gewaltsamen Tod die Geschichte als das größte Denkmaal der Grausamkeit und des Verfolgungsgeistes des römischen Hofs in den vorigen Jahrhunderten, öffentlich aufgestellet hat. Mit diesem Conradin, hatte man das ganze hohenstaufische Haus absichtlich ausgerottet. — Ein Haus, das so reich war an wesentlichen Verdiensten um unser deutsches Reich — so reich an wirklich überausgroßen Männern — verdient daß sein Andenken in den Herzen ächt deutscher — das ist von wahrer Vaterlandsliebe entflammter Patrioten ewig aufbewahrt werde.

Konrad der Vierte, die gegründete wieder aufgelebte Hoffnung seiner Völker — aber leider zu früh vereitelt durch — Italiener.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leuchs, Johann Georg,

Versuch einer auf Thatsachen gegründeten und freimüthigen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands

Bd.: 2. Von Konrad dem Salier bis zu Konrad dem Vierten. - 1796. - 278 S. : Ill.

1796

Bamberg, Staatsbibliothek -- 54.1275(1/2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11736684-6
VD18 90032357-001